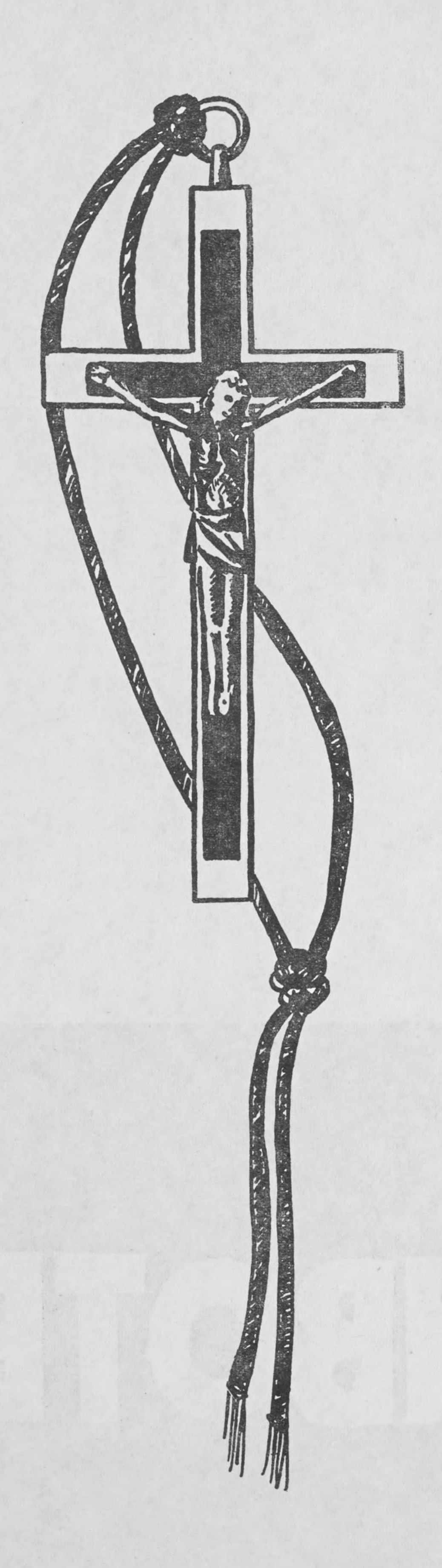
November

1953



DER MARIENBOTE



An unsere Leser

Jedes Blatt hat seine Leserfamilie, und in jeder Familie hängt alle Entwicklung vom Grundsatz der Zusammenarbeit ab. Der Marienbote hat es nicht leicht, wie jeder wohl leicht verstehen wird. Man sieht es ja an dem Papier, das wir für den Druck benutzen, an der Bilderarmut des Boten, und an der Eintönigkeit des Drucksatzes. Streng geschäftlich gesprochen hätten wir den Marienboten schon längst aufgeben müssen. Bei uns geht die Sache jedoch nicht streng geschäftlich: Das Religiöse ist ausschlaggebend. Wir glauben an das Christliche und wissen, daß christliche Ideen heute mehr denn alles andere notwendig sind. Darum sind wir auch — solange es geht — zu allen Opfern bereit, den Marienboten am Leben zu erhalten.

Wir fragen uns: Warum haben wir so wenig neue Leser unter denen, die während der letzten Jahre zu uns nach Kanada kamen? Ist ihnen der Marienbote wohl noch unbekannt? Hat ihnen womöglich noch niemand eine Nummer unseres Boten zugeschickt? Uns sind leider die Adressen unserer neuen deutschsprechenden Katholiken unbekannt. Wir erhalten zwar viele Wohnungsanschriften neuer Einwanderer, bis wir sie jedoch brieflich erreichen, sind sie schon längst wieder umgezogen.

Hier müssen unsere Leser helfen. Macht Eure Bekannten auf den Marienboten aufmerksam. Seht zu, daß jeder deutsche Katholik den Boten ins Haus bekommt. Wo viele Hände arbeiten, ist schnell etwas aufgebaut.

Wer unter den Neuangekommenen möchte Vertreter des Marienboten werden? Man schreibe uns nur, wir geben gern alle notwendige Auskunft. Werden wir nicht im fremden Lande fremd — unserem Gotte und unserer Herkunft! —

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang — 15. November 1953, Battleford, Sask. — No. 2

Dies und Das

Auswanderungsland Kanada Kanada steht heute bei der Planung für die Auswanderung deutscher Flüchtlinge aus der Sowjetzone an erster Stelle. Der katholische Deutsche Caritasverband teilt mit, daß Kanada im laufenden Jahr 1953 ungefähr 35,000 Deutsche und Österreicher als Einwanderer aufzunehmen gedenke. Damit ist die Quote der deutschen Einwanderung gegenüber 1952 (28,000) um vieles gestiegen. Die Deutschen sind nach den Engländern nach wie vor die zweitstärkste Gruppe unter den Einwanderern in kanadisches Gebiet.

Muß der Deutsche auswandern? Man staunt, wenn man heute nach Deutschland kommt. Die Straßen der Großstädte werden zu eng. Sie vermögen kaum noch den Riesenstrom von Personenautos zu fassen. Vom Fenster der bequemen Wagen sieht man die Schaufenster der modernen deutschen Kaufhäuser. Alles ist in diesen Fenstern ausgestellt. Alles, was der Mensch sich wünscht, wird dort zum Kauf angeboten.

Lange Reihen neuer, schöner Häuser stehen zu beiden Seiten der Straße. Wo vor wenigen Jahren noch grausigste Bombenlöcher waren und alles in Ruinen lag, schmücken heute sauber und modern gebaute Straßenzeilen die deutsche Nachkriegsstadt. In Norddeutschland allein wurden während der letzten drei Jahre 1.2 Millionen Wohnungen gebaut.

Die durch Deutschland reisenden Ausländer sprechen vom „deutschen Wunder". Es ist wahr, Deutschland sieht heute anders aus als vor vier oder fünf Jahren. Es ist dem Deutschen jedoch nichts geschenkt worden. Was er während der letzten Jahre geschafft, hat er sich mit ehrlichem Schweiß erarbeiten müssen.

Und doch: Die Autos, die vielen neuen Häuser und die reichgefüllten Schaufenster der heutigen deutschen Städte sind nur eine Seite des deutschen Lebens. Für Unzählige – man rechnet mit Hunderttausenden – ist die Uhr 1946 oder 1947 stehen geblieben. Für diese Männer, Frauen und Kinder ist alles noch immer so, wie es vor sechs oder sieben Jahren während der grausigen Flucht vom Osten nach dem Westen war. Wie damals, so laufen sie auch heute noch in dünnen Mänteln und mit kalten Füßen dem Stücklein Brot nach. Wie damals, so wohnen sie heute immer noch in gemeinsamen Baracken, zehn und fünfzehn Personen in einem Raum.

In Schleswig-Holstein leben gegenwärtig 96,000

deutsche Ostvertriebene in Lagern. Zwischen der Nord- und Ostsee gibt es 651 Lager je mit 25 Menschen. Norddeutschland allein hat immer noch 30,000 Notwohnungen: Kellerlöcher, kalte Holzschuppen, alte, undichte Scheunen, in denen Menschen einen Winter nach dem andern einen Regenperiode nach der anderen zubringen müssen. 25,000 Bauern warten auf neue Existenz. 35,000 Jugendliche, die dieses Jahr die Schule verließen, suchen immer noch nach einer Lehr- oder Arbeitsstelle.

Und das ist nur Norddeutschland. Die großen Notstandsgebiete in Niedersachsen und Bayern schreiben noch andere Zeilen.

Erschütternd sind diese Zahlen. Hinter jeder steht ein anklagendes Menschenschicksal und aus jeder schreit ein Mensch in Not nach dem helfenden Mitmenschen.

Aus größtem Elend schauen Tausende deutscher Menschen über den Ozean nach neuer Zukunft aus. Nicht Abenteuerlust oder „Fernweh" treibt sie in die fremde Welt. Viele kennen seit Jahren das Wort „Heimat" nicht mehr, und jene, die drüben wohl noch Heim, Arbeit und Wohnung haben, drängt die Not übers große Wasser.

Arbeitslosigkeit, schlechteste Berufsaussichten, wachsende Verschlechterung der Lebensbedingungen, Furcht vor einem neuen Krieg, die Sehnsucht nach einer neuen Existenz mit fester Hoffnung auf eine schönere Zukunft für seine Kinder sind die Hauptgründe, die den Deutschen veranlassen, Europa für immer zu verlassen.

Der „neukanadische" Katholik

Zu Tausenden kamen die Deutschen während der letzten Jahre nach Kanada, unter ihnen viele unseres katholischen Glaubens. Wir begrüßen jeden ehrlichen Deutschen, ganz gleich welcher Religion oder Konfession. Da es heute jedoch niemand mehr fertig bringt, jedem alles zu sein, begrenzen wir uns in unserem kleinen „Marienboten" notgezwungen nur auf die Neukanadier katholischen Hauses.

Vor Ausbruch des letzten Krieges war es uns Katholiken so wie auch den Christen evangelischen Bekenntnisses verhältnismäßig leicht, die deutschen Neueinwanderer seelsorglich und kulturell zu betreuen. Sie kamen und gründeten ihre Siedlungen. Und diese Siedlungen waren immer irgendwo einer unserer katholischen oder evangelischen Kolonie deutschstämmiger Kanadier angeschlossen. Deutscher Gottesdienst, deutschsprachiger Unterricht – wenigstens Religionsunterricht – Kaufhäuser mit deutscher Bedienung, deutsches Vereinsleben, deutschsprechende Ärzte und Anwälte waren an Ort und Stelle oder in nächster Nähe.

Heute erleben wir eine der größten Einwanderung deutscher Menschen nach Kanada. Wo sind sie aber, die vielen, die hierher kamen? Obwohl man in unseren Großstädten überall auf der Straße deutsch reden hört und auf Geschäfte deutscher Metzgermeister und Bäcker trifft, ist es doch ungeheuer schwer, die neueingewanderten Deutschen in Gruppen zusammenzuziehen. Zwar gründen sie hier und da Kultur- und Sportvereine, wohl veranstalten sie Singabende und bemühen sie sich um regelmäßige deutsche Filmvorführungen: Im Hauptsächlichsten jedoch, im Christlichen, ist ein erschreckend großer Teil der neueingewanderten Deutschen – in fremder Welt allein geblieben!

Der jüngstens nach Kanada gekommene Deutsche wohnt meistens in unseren großen Städten. Und unsere Städte des Ostens und des Westens sind entweder ganz englisch oder ganz französisch, d.h. sprachlich, kulturell, in Gebräuchen und Traditionen vollständig unbekannt und nur sehr schwer erfaßbar.

Bisher lebte der Kanadier deutscher Abstammung in geschlossenen Kolonien, zum größten Teil auf dem Lande. In Städten wie Vancouver, Regina, Winnipeg, Montreal, Halifax, Toronto usw. tat er dasselbe was sein Landsmann in der Prärie erzielen konnte: Er gruppierte sich um seine Kirche, bat um deutschsprechende Seelsorger, baute sich sein Gotteshaus und seine Vereinshalle, und dort, im kirchlichen Kreise, pflegte er sein Glaubensbekenntnis und seine ihm angestammte deutsche Art.

Wie sehr sich dieses System bewährt hat, braucht erst gar nicht bewiesen zu werden. Der Deutsche hier in Kanada ist ein Mensch des Glaubens seiner Vorväter geblieben. Gott und Großmut, Edelsinn, Charakterstärke, Mut, Ehrgefühl und Treue leben immer noch in ihm und heute noch baut er weit mehr auf diesen Werten seinen Alltag und seinen Sonntag als auf dem bekannten „veramerikanisierenden" Dollar.

Wie dem heutigen Deutschen drüben in der alten Heimat nichts geschenkt wird, so ging es auch dem alteingesessenen Kanadier deutscher Abstammnug. Auch ihm hat niemand Haus, Kirche und Vereinshalle gebaut. Aus seinem Glauben heraus hat er geplant und gebaut, bis er zu jenem bescheidenen Wohlstand häuslichen, kirchlichen und kulturellen Lebens kam, dessen er sich heute erfreut.

Ärmlich sieht wohl so manchem Neuangekommenen aus, was die Alten in dieser Hinsicht bis heute leisten konnten. (Vielerseits wird über „stillose Kirchen, über „armselige Predigt“, über vollständigen Mangel altgewohnter „Kultur“, d.h. Sinn für Literatur, Musik, Malerei usw. geklagt).

Berücksichtigt man jedoch die gar nicht so fernliegenden Anfänge in Rasenhütten auf einsamster Prärie, denkt man an die große Not der dreißiger Jahre unter der auch unser Schulsystem zu leiden hatte, hält man auch die höchst bescheidene Schulbildung unserer Alten im Auge, dann überprüft man sein manchmal zu schnelles Urteil wohl doch noch einmal.

Man kann binnen vierzig Jahren aus dem Boden eines Landes von den Weiten und von der Bevölkerungsarmut Kanadas nicht eine Kultur herausstampfen, an der Europa Jahrhunderte arbeiten mußte, bis man sie hatte.

Übrigens sind technische, physische, chemische, biologische Kenntnisse verbunden mit Verständnis für das Ästhetische (für Literatur, Musik, Wohnungs- und Baukunst usw.) noch lange nicht das, was man den „Geist des Ganzen aller Kultur nennt.“

Wie bei den alten, edelsten Griechen der Zeit vor Christi Geburt, so gilt auch heute immer noch der Satz: Die Seele aller Kultur ist die Kultur des Allerfeinsten und des Höchstwertigsten im Menschen, die Kultur seiner Seele.

Diese Kultur hat der alteingesessene deutschstämmige Kanadier sich erhalten. Er ist nicht nur fromm und gottreu geblieben, er hat Kultur des Gewissens, Kultur der Triebe, Kultur des Empfindens für seinen Schöpfer und für seinen Nächsten. Er ist kein Heiliger, ist belastet wie jeder Mensch mit Schwächen und Eigenarten – er hält jedoch fest am Geist des Christlichen, des Glaubens an das Höhere und Schönere, den er von seinen Vorvätern geerbt.

Es ist derselbe Geist, der uns unsere europäische Kultur gebaut!

Hier kann und hier muß der Neuangekommene lernen. Man sagt, der Deutsche passe sich sehr schnell – allem Neuen an. Will man den Satz ganz zuende sprechen, muß man auch sagen, daß sich der Deutsche in der Fremde zur selben Zeit viel zu schnell vom Alten loslöst. Von seiner Religion, von seiner Sprache, von allem, was zu Hause hoch bewertet war.

Dieser Gefahr sind heute viele unserer Neuankömmlinge ausgesetzt. Man kann überall – trotz höchster Schulausbildung – lernen. Auch in Kanada. Was die Alten inmitten größter Schwierigkeiten getan, können die Neuen auch vollbringen. Wo es noch keine Stützpunkte deutschen Lebens gibt, kann man sie sich schaffen. Wo noch kein kirchliches Leben in deutscher Sprache vorhanden ist, kann man planen. Unsere einfachen Farmer haben alles getan, um uns zu helfen, ein Priesterseminar für Kandidaten deutscher Abstammung zu eröffnen. Sie haben sich nicht nur Kirchen gebaut, sie gaben aber auch ihre Söhne. Es hat lange gedauert, bis der deutschsprachige Katholik Kanadas zu seinen wohlorganisierten Gemeinden mit deutschsprechenden Priestern kam. Nichts wurde uns geschenkt, alles mußte schwer erarbeitet werden. Wenn sich nun katholisches Deutschtum auch in unseren Städten verbreitet, dann muß eben dieses städtische katholische Deutschtum Hand ans Werk legen und für heute und für die Zukunft planen.

„Crist Unterwegs“, das katholische Blatt für Heimatvertriebene und Ausgewanderte schreibt in der Septembernummer 1953 über das „Schamrotwerden“ beim Gedanken, wie sehr das ernste Buch und ernste Blätter heute vergessen bleiben, während man für literarischen Plunder weder mit Geld noch mit Zeit spart.

Denke einmal nach, lieber deutscher, katholischer Freund: Unser Marienbote ist die einzige katholische Zeitschrift deutscher Sprache hier in Kanada. Glauben wir an den Wert unserer Religion, sehen wir die Schwierigkeiten, die sich unserem großen Wunsch nach deutschsprechenden Priestern, nach deutscher Predigt, nach deutschem Religionsunterricht und deutschem Kirchenlied fast überall entgegenstellen, dann sollten wir doch wohl ein Organ haben, in dem wir gemeinsame Not gemeinsam besprechen können.

Zu Tausenden kamen katholische Deutsche zu uns ins Land. Bisher ist es aber immer noch der einfache, alteingesessene Farmer, der die Notwendigkeit eines deutschen, katholischen Blattes einsieht und – der das Blatt bezahlt.

Wer unter den deutschen Neuankömmlingen hier in Kanada hat Überzeugung genug, für unser Blatt einzutreten und zu werben? Man sage nicht, der Marienbote sei „nur für Farmer“ geschrieben. Wir können auch für „Städter“ schreiben und mit „Problemen“ kommen, wenn wir wissen, daß „Städtler“ nach unserem Blatte greifen und nach christlicher Lösung von „Problemen“ verlangen.

– Der Schriftleiter

Bruder Forere Mohalaleli O.M.I.

von Leonhard Henkel OMI

„Gebenedeit sei Gott in seinen Engeln und in seinen Heiligen!“ An keinem Tage des Jahres beten wir diese Worte wohl mit freudigerem Herzen als am 1. November, am Feste Allerheiligen. Millionen heiliger Menschen füllen den Himmel. Heilige Päpste, Bischöfe und Priester, heilige Ritter und heilige Soldaten der letzten Weltkriege, heilige, Ärzte, Rechtsanwälte, Wissenschaftler, Kaufleute, Bauern, Polizisten und bekehrte Verbrecher. — Unter ihnen singen und loben den Herrn auch die Großen der Genossenschaft der Oblaten. Obiges Bild zeigt fünf Oblatenmissionare, drei Bischöfe, zwei Patres und einen Oblatenbruder, deren Namen wohl bald im Verzeichnis aller Heiligen zu sehen sein werden.

Heute geben wir etwas aus dem Leben eines anderen heiligmäßigen Oblatenbruders. Wir sehen: Wahre Heiligkeit ist immer noch unter uns. Noch gibt es Menschen, die Gott lieben aus ganzem Herzen und aus allen ihren Kräften. —

Der Forere ist krank

In Roma weiß jeder, daß der Forere Mohalaleli – der Bruder heilig – schon zwei Monate schwer krank daniederliegt. Besorgt besuchen ihn die Mitbrüder im Hospital. Täglich kommen die Christen, jung und alt, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Es wird viel für ihn gebetet. Und die Kinder verlangen mit Ungestüm, ihren Forere noch einmal zu sehen. Schließlich kann die Krankenschwester die unnachgiebigen Plagegeister nicht mehr abhalten. Im Nu ist das Krankenzimmer mit Kindern gefüllt. Ist das eine Freude für sie, wieder bei ihrem Freund zu sein. „Dürfen wir beten, Forere?“ fragen sie. „Ja, beten wir!“ Und eine helle Kinderstimme beginnt mit einem Gesetz des Rosenkranzes. „Dürfen wir auch singen, Forere?“ kommt es wieder von den Lippen einiger Kinder. „Ja, ja, singen wollen wir!“ Sofort stimmt ein Mädchen das schöne Fatimalied an. Die Krankenschwester überrascht die kleinen Sängerinnen, als der todkranke Bruder in seinem Bett das Lied mit seiner Hand dirigiert. Noch oft haben sich die kleinen Negerlein den Weg freigemacht zum Krankenbett ihres großen sterbenden Kinderfreundes.

Die Kerze verlöscht

Am 28. August 1950 ist es dann soweit. Der Forere Mohalaleli liegt im Sterben. Er ist wie eine Kerze, die sich verzehrte im Dienste Gottes. Dreiundachtzig Jahre hat sie gebrannt, seit sie entzündet worden in der Taufe. Sechzig Jahre hat sie sich aufgebraucht für das Volk der Basutos. Siebenundfünfzig Jahre hat sie geleuchtet an einem Platz, an einer Stelle, für Roma, die Hauptstation der Basutomission. Nun ist das Wachs dieser Lebenskerze ganz niedergebrannt für Christi Reich unter dem Kreuz des Südens. Noch einmal flackert sie auf, züngelt empor. Wie hatte doch der Gottesgelehrte der Liebe, St. Augustinus, dessen Festtag die Kirche heute feiert, gesagt: „Ich entbrenne zu Gott hin in Liebe.“ In dieser hingebenden Liebe wird heute die Seele des Forere mit fortgerissen in die Helle des Himmels an das Herz seines Meisters, für den er sich aufgerieben und sich verzehrt hat.

Die große Trauer

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde vom Tode des Forere. Jeder hat Trauer, weil jeder fühlt, daß er persönlich jemanden verloren, der ihm Freund, ihm Wohltäter war; einen, der liebte und schenkte und nur für ihn da war. Ganz Roma spricht von ihm. In den Hütten der Eingeborenen weiß jede Mutter rühmend etwas von ihm. Die Kinder in der Schule sind untröstlich. Im Seminar der schwarzen Kleriker, im Hospital und Armenhaus hat man nur ihn zum Gegenstand seiner Reden und Gedanken. Der Forere ist nicht mehr unter uns. Wir haben ihn verloren. Es kommt der Tag der Beerdigung. Die Wege nach Roma sind belebt wie an einem Feiertag. Viel Volk strömt herbei; der arme, kleine Mann kommt. An ihnen vorbei sprengen Reiter mit Chefs und Häuptlingen. Auch Autos mit höheren Häuptlingen fahren auf die Mission in Roma zu. Die Spitzen der Regierung erscheinen. Missionare und Schwestern suchen heute aus den entferntesten Missio-



nen über viele Berge den Weg nach Roma.

Roma steht still

In der Hauptstadt des Landes steht heute alles still. Die Läden sind zu, die Büros sind leer. Niemanden trifft man auf dem Felde an, und niemand geht einer Arbeit oder einem Verdienst nach. Die Schulen sind geschlossen. Und dies alles, nicht weil es angeordnet ist, weil jemand geladen hat, sondern weil sie alle der Stimme ihres Herzens folgen.

Dies alles, nicht um einem Gouverneur oder Oberhäuptling oder einem Bischof die letzte Ehre zu erweisen, sondern um den Forere Mohalaleli zu ehren . . . zu verehren. Sie alle kommen aus einer inneren Überzeugung, aus Dankbarkeit und Liebe. Ja, sie kommen eigentlich aus dem Wissen heraus, daß dieser Forere Mohalaleli auch weiterhin in ihrem Leben stehen wird als Freund und Fürbitter im Jenseits.

Der Reporter findet nichts Sensationelles

Als die Mutter Kirche ihr Segenswort gesprochen über die sterbliche Hülle, werden dem Verstorbenen mehr Grabreden als sonst gehalten. Doch der Reporter einer großen südafrikanischen Zeitung ist sehr enttäuscht, da er gehofft hat, aus diesen Reden etwas über den Forere Mohalaleli zu erfahren. Es wird ja nun auch gar nichts Sensationelles berichtet. Nicht einmal hat er dabei erfahren können, wo dieser Mann geboren war, welcher Nationalität er war. Denn diese Frage ist noch nie einem Basuto gekommen. So sehr war der Forere einer von ihnen, wenn nicht durch die Farbe der Haut, so doch durch die Liebe des Herzens. Er hatte keine andere Heimat mehr als nur das Basutoland. Doch, was soll ein Reporter damit anfangen!

Die am Grabe sprechen, finden nicht das rechte Wort

Die Grabredner treten nicht zum ersten Mal öffentlich auf. Der Basuto ist ein geborener Redner. Doch heute fällt ihnen die Rede schwer. Über das Leben eines großen Missionars, eines Bischofs, eines tapferen Christen Worte zu finden, das wäre fürwahr leichter gewesen, als nun das rechte Wort finden für den Forere Mohalaleli. Aber der war auch tüchtig in seinem Leben. Wenn man siebenundfünfzig Jahre an einem Platz gearbeitet hat, dann weiß jedes Kind etwas über ihn. Jahrelang war er Lehrer an der höheren Knabenschule. Aber das war schon vor 1908. Dann war er allen alles. Er war das Faktotum der Mission: Baumeister, Schreiner, Postmeister und Farmer. In allen Zweigen seiner Tätigkeit stellte er seinen Mann. Wieviele Bauten hat er errichtet? Wieviele Türen und Fenster hat er nicht nur für Missionsstationen, sondern auch für seine Basutos gemacht? Wer zählt die Särge, die seine Hand gezimmert?

„Ihr Redner am offenen Grabe, da soll euch die Rede schwer

fallen. Doch es hat euch ja auch niemand geheißen, eine Rede zu halten. Warum seid ihr heute so schlecht vorbereitet? Wie ganz anders war die Rede über den Forere geflossen am Herdfeuer!"

Mit kundiger Hand bebaute der Forere lange die Farm der Mission und hatte dort beste Erfolge für sich zu buchen. Der Forere Mohalaleli war ein Genie. Was er anfaßte, gelang ihm. Vier Sprachen beherrschte er: Deutsch, Französisch, Englisch und Basuto. Oft kam er in Berührung mit der englischen Behörde, die nicht wenig erstaunt war über das Wissen und Können dieses demütigen Ordensmannes.

Jeder der Redner weiß davon, spricht davon. Jeder sagt vieles. Doch jeder weiß, daß er über den Forere nichts gesagt hat, nicht das getroffen hat, was er eigentlich über ihn sagen wollte, was ihn so groß und verehrungswürdig gemacht hat. Vielleicht sagt es der nächste, der das Wort ergreift. Doch alle, die mit Worten etwas ausdrücken wollen von dem Geheimnis dieses Forere Mohalaleli, versagen.

„Wenn viele Leute immer nach Geld verlangen, war der Forere ein treuer Nachfolger Jesu im Punkte der Armut. Seine Kleider waren arm und abgetragen. Niemals hat er seinen Verwandten in der Heimat einen Besuch abgestattet, sondern sein ganzes Leben nur im Basutoland zugebracht."

„Er liebte die Basutos, er verzehrte sich für sie, er, die Milde und Güte für alle. Niemals hat er jemanden beleidigt. Vor allem liebte er die Kinder. Manchmal, wenn sie in seinen Garten kamen und etwas Gemüse verlangten, verjagten sie die Männer, welche mit dem Bruder arbeiteten. Der



Die Eltern der heiligmäßigen Fatimakinder Franz und Jacinta mit unserem Provinzialoberen P. S. Wachowicz O.M.J. und den Patres N. Warnke O.M.J. und J. Switallo O.M.J. Die Aufnahme wurde im April dieses Jahres gemacht.

Bruder aber verwies es ihnen mit den Worten: ‚Laßt doch die Kinder etwas Gemüse pflücken, sie haben ja nichts zu essen'."

„Bruder Weimer – das ist der eigentliche Name des Forere – war die Demut selbst, der alle Ehrenbezeigungen floh. Vor jedem Priester, selbst dem jüngsten, zog er sein Käppchen und sagte: ‚Hochwürdiger Vater', nicht ‚Vater' allein, wie es im Lande Sitte ist. Als er schon dem Tode nahe war und der Bischof oder ein einfacher Priester ihn besuchte, suchte er mit der größten Anstrengung, sein Haupt zu entblößen. Dann ergriff er mit der größten Ehrfurcht die priesterliche Hand und küßte sie."

„Die Hochachtung, die dem Verstorbenen von allen Seiten zuteil wurde, gilt nicht in erster Linie seinem Wissen und edlen Charakter, sondern seiner heiligen Seele. Jeder hielt ihn für einen Heiligen. Wohltaten spendend und sich für andere verzehrend, ist er nach dem Vorbild des heiligmäßigen Paters Gerard durchs Basutoland gegangen."

„Wir Bewohner der Großmission Roma müssen uns glücklich schätzen, einen wahren Helden unter uns gesehen zu haben. Priester und Ordensleute, sämtliche Christen, Kinder wie Erwachsene, alle haben nur ein Wort: ‚Ein Heiliger ist von uns gegangen'. Dieser Heilige ist ein Oblate, ein Ordensmann, der gebetet und gearbeitet hat, der Bruder Josef Weimer. Dieser Edelstein unter den Ordensleuten hat den Wahlspruch aller Ordensleute ins Werk umgesetzt: das Ora et labora – bete und arbeite. Er hat viel gearbeitet, aber noch mehr gebetet. Seine Arbeit selbst war Gebet. Er tat alles, um Christus, dem höchsten König, zu gefallen. Wenn die Leute von ihm sprachen, nannten sie niemals seinen Namen, sondern sagten nur: Forere Mohalaleli – Bruder heilig, Mann des Gebetes."

„Seine Frömmigkeit war außergewöhnlich. Das allerheiligste Altarsakrament und die heilige Messe waren ihm alles. Wenn er an der Kirchtür vorbeiging, verpaßte er nie die Gelegenheit, dem Heilande einen kurzen Besuch abzustatten. – Als er wegen seines hohen Alters nicht mehr arbeiten konnte, verbrachte er den ganzen Tag betend in der Kirche."

„Es war ergreifend und herzerschütternd, diesen hochbetagten Ordensmann, der kaum noch stehen konnte, zu sehen, wie er seine Kniebeugung vor dem Allerheiligsten machte. Langsam und beschwerlich beugte er sein Knie, bis es den Boden berührte. Als er schon dem Tode nahe war, hörte er nicht auf, das göttliche Herz Jesu, das unbefleckte Herz Mariä und den heiligen Josef anzurufen, bis seine Lippen erstarrten."

„Wenn wir auch nicht auf alle Einzelheiten eingehen können, eines dürfen wir nicht übersehen. Bruder Weimer war ein außergewöhnlicher Verehrer der Jungfrau Maria. Sein Rosenkranz entglitt kaum seinen Fingern. Von einer Arbeit zur anderen kam immer wieder das Gebet ‚Gegrüßet seist du, Maria' inbrünstig über seine Lippen. Seit 54 Jahren verehrte dieser Helden-Ordensmann während der heiligen Weihnachtsnacht die allerseligste Jungfrau Maria durch Beten von zwanzig Rosenkränzen, um ihr Dank zu sagen für das große Geschenk des Welterlösers."

Zwei gute Redner am Ende

Möge das Wort des Oberhäuptlings, das er durch seinen Stellvertreter am Grabe des Verstorbenen gesprochen, sich erfüllen: „Am heutigen Tage, wo Forere Mohaláleli schon im Himmel ist, möge er die Lücke ausfüllen, die er hienieden durch seinen Tod gerissen hat, durch Gewinnung opferfreudiger Jünglinge, die gewillt sind, in seine Fußstapfen zu treten, um **heilige Ordensleute und Apostel der Nation** zu werden durch Arbeit, Gebet und gutes Beispiel. Das, was der gute Bruder-heilig vollbracht, auch ihr Jünglinge möget es vollbringen. Und wir alle mögen den Schatz, den uns dieser Ordensmann hinterlassen hat, hegen: denn der unter uns gewandelt hat, ist ‚ein Heiliger'."

Am offenen Grabe des Bruder-heilig stand auch der achtzigjährige Pater Pennerath, langjähriger Zeuge des heiligen Lebens des treuen Verstorbenen. Nach Aufzählung seiner Tugenden schließt der Redner mit den Worten: „Ich wende mich nun an euch, Christen von Roma. Unglücklich der Mensch, der mit einem Heiligen zusammenlebt und sich nicht heiligt; denn er hat die guten Beispiele mit seinen Augen gesehen und hat sie nicht befolgt. Denket nach, ihr Christen von Roma, heute begleitet ihr zu Grabe einen Heiligen. . . ."

Bete für die Basutonation

„Bruder Weimer, Bruder von Pater Gerard als Ordensmann und Gebetsmann, ihm gleichend in seiner Güte und Heiligkeit, der du die Basutos so lieb hattest und für sie während sechzig Jahren gearbeitet hast, unsere Augen werden dich nicht mehr sehen, aber unsere Herzen werden deines hehren Beispiels stets gedenken. Heute, wo du schon im Himmel bist, gedenke diesser Nation, die du so geliebt und für welche du so viel gewirkt hast."

Gebet

**Christus, ich bete mit betenden Händen
heute — am Rande vergangener Zeit:
über den Sternen mit ihren Bränden
stehe mir Christus zum Segen bereit,
was mir im Gestern der Tage verweht! —
Christus, Du, höre mein rufend Gebet!**

**Christus, ich bete mit stürmendem Herzen
heute — für heute, den ersten Tag:
Zünde die müden sinkenden Kerzen,
daß ich die Nächte vergessen mag!
Eh' mir die Stunde von heute vergeht,
Christus, Du, höre mein rufend Gebet!**

**Christus, ich bete mit all meiner Seele
heut' — vor dem Tore verschlossener Welt:
Sorge Du, daß ich die Wege nicht fehle,
nimm mich für morgen unter Dein Zelt!
Gestern . . und heute . . und morgen . . verweht —
Christus, Du, höre mein rufend Gebet!**

Natalie Zimmermann

Kreuzpunkt des Lebens

von J. v. Laer

Er hatte an dem Nachmittag einem einsamen Sterbenden beigestanden. Seine Hand strich müde eine Haarsträhne zurück, die auf seiner Stirne unter dem Tropenhelm hervorlugte.

"Nein ich habe nichts nötig . . . . danke."

Der eben eingetretene Negerjunge blieb trotz der abwehrenden Geste des völlig erschöpften Mannes zögernd stehen.

"Nein danke, mein Junge, jetzt nicht."

Das letzte Tageslicht glitt über die ölglatte Schulter des Jungen, als er mit der Erfrischung, die der Pater nicht wollte, das kleine Gemach verliess. Dann wurde es ganz still in der Kammer des Missionars.

Lange starrte der Blick des müden Mannes zum Fenster hinaus in die aufkommende Dämmerung. Sein weisser Talar wurde zu einem grauen Fleck in der zunehmenden Dunkelheit. Als schliesslich ein Kältegefühl ihn in die Wirklichkeit zurückversetzte, entdeckte er, dass seine Augen lange unbewusst den fächelnden Bewegungen der Palmblätter draussen folgten, dass der Mond schon aufgegangen war und es feuchtkühl um ihn wurde. Er erhob sich und stützte die Hände schwer auf die Fensterbrüstung."Jetzt wird er wohl tot sein", flüsterte er still vor sich hin. Da sah er plötzlich auf dem vom Mond beschienenen Boden draussen den scharf sich abhebenden Schatten des Kreuzes auf dem kleinen Turm. Es war sein Türmchen das er selbst gebaut hatte.

Er reckte sich straff auf. Von dem angestrengten Ritt war der Körper wie gerädert, und heftiger Schmerz durchzuckte hin und wieder seine Glieder, so stark, dass er unwillkürlich seine Augen schloss. Ein inniges Gefühl erfasste ihn, dass er sein eigenes Leben so ganz ausgefüllt und so schön gestaltet hatte unter dem Zeichen des Kreuzes, das er selbst darin aufgerichtet hatte. Sein Blick ging dann zurück in die Jugendzeit und er sah, wie zwei Jungen, so jugendfrisch in ihrem weissen Tennisanzug, einander die Hand reichten: "Ich gratuliere, das war wirklich ein schönes Spiel, das du gewonnen hast."

So von oben herab nahm der andere den Glückwunsch entgegen. "Soll dies nun wirklich das letzte Spiel gewesen sein zwischen uns, das letzte für's ganze Leben?" frug er leichthin.

Der Angesprochene warf einen flüchtigen Blick auf den Frager. Eine gewisse Ironie glaubte er aus den Worten herauszuhören. Doch er antwortete nicht, und der andere erwartete offenbar auch keine Antwort. Um etwas auszuruhen, nahmen sie auf einer Bank im Schatten einer Eiche Platz.

"Das hätte ich nie von dir gedacht", meinte jetzt der Sieger, "ein wenig fanatisch warst du ja wohl immer, aber dieses . . ."

"Was denn?"

"Hingehen und dein Leben im Kloster verspielen."

"Verspielen nennst du das?"

"Meinetwegen vergraben, wenn du das lieber hörst."

Er betrachtete von der Seite den Jungen, wie er so lässig mit den Beinen hin und her schlenkerte. Die in den letzten Worten liegende Ironie hatte ihn getroffen, und in seinem Innern kam wieder die Geringschätzung hoch, die ihn schon seit Monaten forttrieb von diesem Jungen. Er konnte ihn bisweilen nicht mehr ausstehen. Er war reich, ja, aber ohne jede ernsthaftere Auffassung. Die Abneigung gegen seinen ehemaligen Freund war noch gewachsen, seitdem er begonnen hatte, über die Zukunft nachzudenken und seitdem er in seinem Innern eine Stimme vernommen hatte, die ein Heimweh aufkommen liess nach etwas ganz Schönem und Grossem. "Mein Junge", hatte ihm sein Beichtvater nach langer Prüfungszeit gesagt, "Gottes Stimme ist in dir. Er ruft dich! Willst du dorthin gehen, wohin er dich ruft?" Seit der Zeit hatte er sich immer mehr zurückgezogen von dem früheren Freund.

Heute morgen waren sie sich zufällig auf der Strasse begegnet, zum ersten Male seit ihrem Endexamen, und er hatte die Einladung zu einer Partie Tennis nicht abschlagen können. Da hat er ihm aber gleich mitgeteilt, dass er in der nächsten Woche ins Noviziat eintrete bei den Patres. Der andere hatte ihn mit fragenden Augen angesehen: "Hälst du mich zum Narren, oder hast du den Verstand verloren?"

Als sie jetzt auf der Bank sassen, musste jener noch einmal seinem Missmut Luft machen, und so fragte er: "Bist du denn deines jungen Lebens schon überdrüssig? Ich erwarte noch recht viel von meinem Leben!"

Er hörte die leichtfertigen Worte und fühlte, wie alles Blut aus seinem Gesicht wich. Alles das, was er in den letzten Tagen in seiner Seele ausgefochten hatte an quälender Unruhe, glaubte der leichtfertige Kerl da neben ihm abtun zu können, als sei sein Verlangen nach dem Kloster nur eine tolle Laune. Bei diesem Gedanken drang es ihm wie Galle in den Mund. Dieses leichtfertige Spiel mit seiner Berufung liess herbe und zurechtweisende Worte in ihm aufsteigen. Doch er beherrschte sich und schwieg.

Der andere merkte die Absicht des Schweigens und summte eine Tanzweise vor sich hin. Dann

schwangen sie sich auf die Räder und fuhren schweigend eine Strecke Weges weiter. Als sie an einem Kreuzwege einander die Hand zum Abschied reichten, sagte der andere: "Also viel Glück in deinem zukünftigen Leben."

Sie fühlten beide, wie weit ihre Lebensauffassungen auseinander liefen. Würden sie sich wohl je noch einmal an einem Kreuzweg gegenüberstehen? "Vielleicht komme ich dich einmal besuchen, wenn du im Kloster bist", rief ihm der andere noch zu. Doch er ist nie gekommen.

Viele Jahre sind seitdem dahingezogen. Er war Priester geworden, Missionar, weit fort, irgendwo im Inneren Afrikas. Sein täglicher Gang führte ihn nun vorüber an kleinen Hütten, mit der Hitze der Tropensonne über sich. Regelmässig alle vierzehn Tage wanderte sein Diener, ein Katechist, nach dem fernen Vorposten, in Begleitung von zwei Trägern, den endlosen Pfad durch den Wald zu dem am Flusse stehenden Hause des nächstwohnenden weissen Beamten, wo die grossen Schiffe anlegten. Dort wurden die Lebensmittel und andere für den Missionar bestimmte Sachen, die mit dem Schiffe angekommen, geholt und von den Trägern zur Missionsstation gebracht. Für den Hin- und Rückweg waren zwei Tage notwendig. Wieder einmal hatte der Katechist mit den Trägern den Weg gemacht, sie kehrten aber diesmal am gleichen Tage keuchend zurück. Da musste wohl etwas Besonderes vorliegen, meinten die Neger, deren Wohnstätten sie berührten. Dem war denn auch so; denn noch keine halbe Stunde später, nachdem der Katechist zum Missionar zurückgekehrt war, ritt dieser selbst den einsamen Waldweg auf seinem Pferde, das vor Hitze schnaubte. Auf der Brust trug er wohlgeborgen die hl. Hostie und das hl. Oel. Er dachte an den kurzen Brief, den ihm der Katechist gebracht hatte: "Ein Uuglück. Ein neuer Kolonist auf der



All ihr Heiligen Gottes, bittet für uns!

Durchreise nach seinem weiter aufwärts gelegenen Posten für einige Tage mein Gast. Auf der Jagd die volle Ladung durch die rechte Seite der Brust. Eine Frage von drei Stunden. Ist Katholik, aber wie? Nicht er, sondern ich bitte Sie!" Darunter stand die energische Handschrift des Beamten vom Vorposten. Der Pater kannte ihn, er war ein Katholik, auf den man stolz sein konnte. Der Missionar zog die Zügel straffer und spornte das Pferd zur Eile an. Wird er noch rechtzeitig hinkommen?

Ich habe ihm gesagt, dass Sie kommen werden. Darauf meinte er, wir sollten ihn nur in Ruhe lassen. Doch ich habe ihm erklärt: "Wenn Sie katholisch sind, dann muss ein Priester kommen." Das war der Willkommgruss des Beamten auf der Trepe zu seinem Hause. Bald stand der Pater in einem halbdunklen Zimmer vor einem Feldbett. Da starrten ihn aus einem gebräunten Gesicht zwei fiebernde Augen entgegen. Er neigte sich über den Schwerverletzten und nahm seine

Hand, die schlaff am Bettrand herunterhing.

"Hier, mein Freund, der Priester." Die entschlossene herzliche Stimme des Beamten klang gedämpft. "Nein, liegen bleiben. Nicht von der Stelle rühren!" Seine Hand drückte die Schulter des Verletzten nieder. Ein Zittern überlief den Kranken, er versuchte sich zu erheben, doch die Kraft versagte. Stöhnend schloss er die Augen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Der Beamte verliess den Raum und der Schwerkranke war mit dem Priester allein: Vielleicht hatte der Pater die Aufgabe, die seiner wartete, noch nie so deutlich begriffen wie jetzt: Kampf zwischen Seele und Seele! Und dann die zwei fieberglühenden Augen die ihn unverwandt ananstarrten. An wen erinnerten sie ihn doch. Es war ihm plötzlich, als könne er nicht reden, als könne er unmöglich die Stille durchbrechen, bevor er nicht eine Erinnerung gefunden. Da kamen auf einmal über die vom Fieber trockenen Lippen leise die Worte: "Georg, Georg, bist du es wirklich?" Und eine zitternde Hand streckte sich ihm entgegen.

Die Stimme, sein Name. Eine Sekunde nur, wie ein Film rollte es sich vor seinem Geiste ab: Vor langer Zeit zwei Jungen, so frisch in ihrem weissen Tennisanzug, die einander die Hand reichten, am Kreuzweg. "Hermann! Du?" Sprachlos hielt der Pater dieselbe Hand von früher in der seinigen.

*

"Ist alles in Ordnung gekommen?" frug der Beamte. — "Ja", antwortete der Missionar, "alles in Ordnung." — Sie standen wieder auf der Treppe zu der Wohnung des Beamten. Der Pater zog an dem Sattelriemen, ob er fest sass. Der Beamte schaute ihn fragend an: "Es hat wohl Mühe gekostet?" — "Doch nicht. Er ist ein armer, einsamer Mensch, der zu müde war, noch auf Hilfe zu hoffen. Ein armer, armer Mann!" — Der Beamte hörte ihn die letzten Worte leise wiederholen. Er fühlte eine leise Schwingung in der Stimme des Paters. Welch ein gefühlvolles Herz hat doch dieser starke Mann, denkt er, und schaut dem Missionar in die Augen. Warum weicht dieser seinem Blick aus und sieht an ihm vorüber? Ist es, um seine Rührung zu verbergen?

"Die Sonne steht schon tief, ich werde hart reiten müssen, um vor Anbruch der Nacht daheim zu sein." — " Dass mein Haus Ihnen offen steht, das wissen Sie. "Wenn Sie hier übernachten wollen." — Der Pater zögert, für einen Augenblick ist er unentschlossen. "Nein", sagt er plötzlich, "die Pflicht ruft mich nach Hause. Ich muss morgen auf meinem Posten sein." Er ergriff die Zügel. Doch noch einmal zögert er. Der Beamte fühlt, wie schwer dem Pater das Fortgehen wird. Sie denken beide an den Verunglückten da drinnen. "Die Nacht wird er wohl nicht mehr überleben. Es tut mir leid, aber ich kann nicht bleiben, es geht nicht."

Auf dem einsamen Waldpfad reitet ein Mann. Er trägt eine grosse Freude, aber auch eine tiefe Traurigkeit in sich. Er reitet fort von einem früheren Freund, der heute noch sterben wird. "Hermann", hat er zu ihm gesagt, als er fort musste, "wieder gehen unsere Wege auseinander wie damals. Der folgende Treffpunkt wird, Gott sei Dank, dort oben sein." Er hat die vom weissen Verband umwickelte Brust sich eben noch unter Stöhnen erheben sehen.

An all dies denkt der Missionar in dieser Nacht am offenen Fenster. "Jetzt wird er wohl schon tot sein", sagt er zu sich selber. Noch immer hört er die matten, müden Worte des Sterbenden. Viel haben sie nicht miteinander gesprochen. Aber aus seinen abgerissenen Sätzen hat der Priester die wunde Seele voll enttäuschter Hoffnungen herausgefühlt. War das derselbe Junge von damals, mit seinem Uebermut, seinem nimmersatten Lebensverlangen? "Bist du dein

AUS DER BOTSCHAFT PAPST PIUS XII.

An die deutschen Katholiken

Einen Damm gegen den Materialismus zu bilden, ist Aufgabe der Katholiken auf der ganzen Welt. Diese Aufgabe ist nicht hoffnungslos. Die Katholiken zählen nach Hunderten von Millionen und stellen eine Macht dar. Es ist nicht wahr und kann lediglich aus einseitiger, zu eng begrenzter Erfahrung erklärt werden, was vor kurzem geäußert wurde, daß nähmlich die Katholiken nur noch zu einer nicht bedeutenden Minderheit mit innerer Freude ihrem Glauben anhangen. Die Erfahrung der Weltkirche ist eine andere. Und mit den Katholiken steht, Wir wagen es zu sagen, immer noch auf seiten Gottes die Mehrzahl der Menschen. Es gibt Länder, die gleichfalls nach Hunderten von Millionen zählen und deren Volk vor allem Religiösen eine Ehrfurcht hat, daß sie selbst manchen Katholiken beschämen könnte. „Gott ist der Herr auch unserer Zeit." Wenn Wir an die Christen der ersten Jahrhunderte denken, so ist der Kampf gegen den Materialismus, vielleicht wie keine der Kirche inzwischen gewordene Aufgabe, jener vergleichbar, vor die sie sich gestellt sahen: die alte heidnische Weltanschauung und Lebensordnung zu überwinden. Wie damals verlangt ein solcher Kampf den vollen Einsatz des katholischen Menschen, den geistigen und sittlichen.

Was ist mein Gott?

Was anders als Gott, mein Herr?
Denn wer ist Herr außer dem Herrn?
Oder wer ist Gott außer unßerem Gott?
Höchster, Bester,
Mächtiger du, Allmächtiger,
Allerbarmer und Allgerechter,
Verborgener und Allgegenwärtiger,
Schönheitsherrlich und kraftgewaltig!
Du stehst fest — und bist unfaßbar,
Unwandelbar bist Du, und wandelst alles.
Nie neu, nie alt, — erneuerst Du alles.
Ständig wirkend — ruhst Du doch immer.
Du sammelst — und hast nie Bedarf.
Träger, Erfüller, Beschützer,
　　Schöpfer, Erhalter, Vollender!
Du suchst, wo nichts Dir fehlt.
Du bist die Liebe, doch nie wogt es in Dir.
Du bist der Eifernde, und ruhest sorglos.
Reue kennst Du — ohne Schmerz.
Deine Werke änderst Du,
　　nie änderst Du Deinen Plan.
Du nimmst auf, was Du findest —
　　und doch nie verlorst.
Nie bedürftig, freust Du Dich des Gewinns.
Nie habsüchtig, forderst Du Herzen.
Über die Schuld wird Dir gegeben,
　　daß Du Schuldner werdest;
— doch wer hat, was nicht Dein wäre?
Schulden zahlst Du zurück, niemals Schuldner.
Schulden erläßt Du, nichts geht Dir verloren.
Aber was sagt das denn von Dir, mein Gott,
　　mein Leben, meine heilig süße Wonne?
Was vermag der Mensch zu sagen,
　　wenn er von Dir redet?
Aber wehe denen, die von Dir schweigen,
wo doch schon, die von Dir reden Stumme sind!

Augustinus, Bekenntnisse, 1. Buch

junges Leben schon leid? Ich erwarte noch viel davon." Und er hatte das Leben genossen. Wie oft hatten seine Freunde in den folgenden Jahren von ihm gesagt: "Welch ein Glückskind ist er doch!" — Er hatte alles was sein Herz begehrte. Aber nur wenige wussten, wie schnell die Enttäuschung über ihn gekommen war, all das Schöne seiner Lenzerwartungen hat sie zerstört. Leer, leer war es in ihm geworden. Einmal hatte er entdeckt, dass es eigentlich nichts mehr in seinem Leben gab, was noch des Lebens wert war. Da hat er in seiner Verzweiflung das letzte über Bord geworfen: seinen Glauben. Und eines Tages stand er auf dem Deck eines Dampfers, der nach Afrika fuhr. Am Kai hatten seine Freunde sich eingefunden und winkten ihm zum Abschied zu. Nachlässig winkte er zurück, lustlos. — "Was sucht er eigentlich in Afrika?" — "Des Geldes wegen braucht er nicht dorthin zu gehen." — "Vielleicht will er Veränderung haben?" — "Oder um die Welt zu sehen." — "Reicher Leute Laune!" So sprachen sie untereinander und niemand ahnte, dass der Mann in die Fremde ging, ins Unbekannte, aus Grauen vor dem Alten. Eine Flucht vor der eigenen Leere. — Und jetzt war tief in Afrika der Schlag gefallen, der sein Leben traf. Ein Jagdunglück! Als er im Hause seines Gastgebers zu sich kam und in der Brust die heftigen Schmerzen fühlte, sah er plötzlich das Ende. Sein leeres Leben blutete hier aus. Fieberaugen starrten hoffnungslos in ein undurchdringbares Dunkel, in das Dunkel des Todes! Nein, nach dem Priester hatte er nicht verlangt. Er hatte nur ein verzweifeltes Verlangen, dass es schnell vorüber sein möge. Aber dann war ein Priester gekommen. Und als er die Gestalt und das Gesicht vor sich sah im Halbdunkel, hatte er seinen ehemaligen Freund erkannt. "Georg, Georg, bist du es wirklich!" Der Priester hat nicht einmal notwendig gehabt, ihm zuzureden, dass er christlich sterbe. Es war mit einem Male, als ob die ganze Leere in der Seele des Verwundeten bei diesem unerwarteten Wiedersehen seines alten Freundes zu einem Verzweiflungsschrei um Hilfe würde. Die Kraft des Opferlebens, die er einst in seinem Freund von sich hat weggehen sehen, an dem Kreuzpunkt ihrer Wege, liess ihn jetzt beide Hände ausstrecken um Hilfe. Der Kranke klammerte sich fest an dieses Wunder: sein früherer Freund stand wirklich vor ihm

Eine Allerseelengeschichte aus Russlands Urwäldern

von Hermann Windelschmidt O.M.J.

Ferdinand S., ein baumlanger Ostpreuße, stapfte neben mir durch den tiefen Schnee zur Arbeitsstelle. Er konnte nicht schnell genug an seinen Platz kommen. Was war nur in ihn gefahren? Seit Wochen und Tagen arbeitete er mit einem Eifer, der alle andern Gefangenen ärgerte. Die Arbeit war besonders schwer. Neun Meter lange Baumstämme mußten aus dem verschneiten Urwald an den Fahrweg befördert werden, von dort wurden sie mit Lkws zur transsibirischen Bahn gefahren.

„Ferdi, warum schuftest du so toll, du bekommst darum nicht mehr zu fressen. Oder willst du Antreiber werden? Du kannst dir auch einen Starji-Posten ergattern." Die gefangenen Kameraden hänselten ihn. „Laßt mich", sagte der Riese, „ich will endlich warm werden", und schuftete weiter, als stände der Teufel hinter ihm. Sein Arbeitseifer riß uns alle mit; denn es war eine sibirische Hundekälte.

Der sibirische „Nordost ist gesund für den, der genug Kleider hat, um sich vor ihm zu schützen. Aber die fehlten uns vollständig. Notdürftig in Lumpen gehüllt, selbstgemachte Schuhe, aus Bast geflochten, an den Füßen, fror uns bei Tag und Nacht die Seele im Leibe zusammen. Wir arbeiteten, schleppten, nur um warm zu werden. Schon mancher lag mit erfrorenen Gliedern im Lazarett. Wir wollten lieber arbeiten, als dort elend umkommen.

Ferdinand, der Ostpreuße, drängte, immer eifrig, immer der erste. Doch still und wortlos war er dabei. Ich hörte ihn nie fluchen oder unwillig sein. Er verfügte noch über Bärenkräfte. Die erbärmliche Wassersuppe und das trockene Brot hatten seinen robusten Bauernkörper noch nicht geschwächt. Er arbeitete wie seine Pferde daheim auf dem großen ostpreußischen Hofe, die den fetten Hafer aus der Krippe in Kalorien umsetzten.

„Ferdi, mach doch langsam", baten ihn die Kameraden, „du siehst doch wir können nicht." Andere schimpften und fluchten auf den Treiber. Dann machte er wohl eine kleine Pause, um Rücksicht zu nehmen auf die ausgemergelten Gestalten seiner Umgebung. Aber nur, um sich bald doch fester in die Riemen zu legen.

Der russische Convoi bemerkte seinen hervorstechenden Eifer und sagte ihm: „Krascho, Kamerad, du gut arbeiten wie Stachanow."

Da war es um Ferdinand geschehen. Er richtete sich in seiner ganzen hünenhaften Gestalt auf, schaute dem russischen Posten fest ins Auge, daß diesem angst und bange wurde. Unwillkürlich machte der Posten eine Bewegung zum Schaft seines Gewehres. In diesem Augenblick vertraute er wohl mehr seinem Schießprügel als seinem eigenen Mut.

In den Augen Ferdinands aber loderte glühender Haß, und er hätte wohl den Russen augenblicklich mit einem einzigen wohlgezielten Faustschlag zu Boden ge-

---

als Priester. Gottes Vorsehung hatte dieses Wiedersehen herbeigeführt. "Georg, Georg, kann denn wirklich alles gut gemacht werden, was hinter mir liegt?"

"Hermann, Christus selbst habe ich mitgebracht. Er wartet auf dich. Willst du beichten?"

Von Kreuzpunkt zu Kreuzpunkt. Zwei Leben einst in ihren Anschauungen entgegengesetzt und jetzt . . .?

Ecce Agnus Dei, ecce qui tollit peccata mundi! — Sieh an das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt! Und eine weisse Hostie in der Hand des Missionars über dem Haupte eines Sterbenden, irgendwo weitverloren im wilden Afrika. . . .

Und nachts, derselbe Missionar vor seinem offenen Fenster. Er denkt an eine halbdunkle Kammer, weit hinten, wo nun das Haupt kalt und bleich ruhen wird auf dem Kissen. Er denkt an die matten, müden Worte, an das leere Leben, das sein Ende gefunden! Da kommt plötzlich eine Freude in ihm auf. Er fühlt in sich den Reichtum seines Lebens. Sein Herz schlägt voll Dank zu Gott, der sein Leben, sein Opferleben, so unvergleichlich schön gestaltet hat!



schmettert, wäre ihm nicht der Gedanke an seine Frau und an seine beiden lieben Kinder daheim gekommen.

Bei der Heimkehr ins Lager hat er mir alles erzählt. So wurden wir Freunde, und er vertraute mir alles an. Ich erfuhr das Geheimnis seiner Arbeitskraft: Arbeiten – arbeiten – schuften – nur um zu vergessen; denn er hatte ein entsetzliches Heimweh. Das bohrte und nagte in ihm. Heimweh! So schrie es bei Tag und bei Nacht. „Oh, wenn du wüßtest, wie grausam das weh tut, ich finde keine Ruhe mehr, kann nicht mehr schlafen. Ich muß zu ihnen hin, zu meiner Frau, zu meinen Kindern. Sie warten doch auf den Vater, der ganze Hof liegt brach. Ach, verstehst du das denn nicht? Oh, du hast keine Frau und keine Kinder und keine Heimat, und darum kannst du mich nicht verstehen."

Ich ließ ihn aussprechen. Ja es mußte einmal von seiner Seele, er war ja ein armer Gefangener – wie ich. Und darum verstand ich ihn. „Ferdinand", mit warmer Stimme suchte ich seine totwunde Seele – „auch ich habe eine liebe Mutter, die auf mich wartet und viel um mich weint, aber sie betet auch viel für mich."

„Beten? – Das habe ich längst verlernt. Ich bin zwar evangelisch, aber alle Sonntage gingen wir zum Gottesdienst, meine Frau, meine Kinder und ich. Wir haben täglich gebetet, und ich weiß, daß meine Frau und meine Kinder sich die Lippen wundgebetet haben, damit der Vater heimkehrt, und jetzt soll ich hier verenden in der Wildnis, nur weil ich ein ehrlicher Gefangener bin?"

Er konnte nicht weiter sprechen. „Ferdinand, sind die anderen schlechter als du, haben sie es besser als du, und wir müssen doch aushalten, wir möchten alle wieder in die Heimat! Willst du nicht wieder zu beten anfangen für deine Frau und deine Kinder? So bist du mit ihnen eng verbunden durch die Liebe unseres gemeinsamen Vaters im Himmel. Er wird sie beschützen, bis du glücklich heimkehrst." Er wandte sich um. „O Heimat, Heimat – die Heimat der Seele ist droben im Licht." Das war seine Antwort. Er schaute in die uferlose Sternennacht des klaren sibirischen Himmels, drückte mir stumm die Hand und verschwand in einem nahen Erdbunker.

Ich verfolgte ihn mit meinen Gedanken. Er war krank vor Heimweh, es fraß an seiner Seele, raubte ihm die Klarheit der Gedanken, machte ihn halb irrsinnig, stur und stumpf wie ein Lasttier und nahm ihm schließlich seinen Gott. Doch jetzt spürte er auch, woher dieses schleichende Weh kam: Die Heimat der Seele ist droben im Licht. Das ist das Ende allen Heimwehs, dort im Himmel, dort in der Ewigkeit, da gibt es keinen Hunger, keinen Durst und keine Sehnsucht mehr, dort ist „weder Klage noch Trauer noch Schmerz."

Am anderen Tage fiel unaufhörlich der Schnee auf die alte Schneedecke. Wir kannten den sibirischen Winter schon vom vorigen Jahre. Ende Oktober erst, und doch lag der Schnee schon fast drei Fuß hoch. Wir bahnten uns einen Weg zu den Baumhölzern. Ferdinand war an diesem Tage merkwürdig ruhiger. Er arbeitete im normalen Tempo und schaute ab und zu zu dem Posten hinüber, der ihn gestern so geärgert hatte.

In der kurzen Arbeitspause flüsterte er mir prophetisch zu: „Ich bin bald zu Hause."

Die Tage schlichen dahin. Am Vorabend von Allerheiligen sprach ich mit Ferdinand zum letzten Male. Dann sagte er: „Morgen gehe ich, – ich fliehe." – „Ferdinand, ich beschwöre dich, das ist ja heller Wahnsinn, hier zu fliehen, – wohin? In diesen sumpfigen Wäldern? Du wirst verhungern, du kommst nicht durch, die Posten sind zu scharf, du wirst erfrieren, die Kälte wird dich umbringen, und wo bleibst du nachts? Tu es doch nicht aus Liebe zu deiner Frau und deinen Kindern und deiner Heimat. Sie warten auf dich, auch wenn es noch länger dauert, aber jetzt rennst du ins Verderben."

Er stutzte. „Ich kann nicht mehr, halt es nicht länger aus. Gebetet habe ich wieder, daß meine Flucht gelingt: Die Heimat der Seele ist droben im Licht." Er beherrschte vollkommen die russische Sprache, hatte sich russische Kleider verschafft. Mit seinem Brot war er in den letzten Tagen sparsam umgegangen.

„Es wird gelingen." Er klopfte

mir auf die Schultern. Mir schlug das Herz vor Angst und Sorge um den Kameraden. Aber er ließ sich nicht mehr bereden.

Am Morgen ging er wie gewöhnlich mit uns zur Arbeit. Er ist zur Einsicht gekommen, dachte ich beruhigt. Allerheiligen 1945. Gegen 10 Uhr sagte er dem russischen Posten, er wolle seine Säge schärfen. Ferdinand verschwand im schneeigen Gehölz – und kehrte nicht wieder. Deutlich hatte er seine Spuren hinterlassen, sie zeigten den Weg. Stunden vergingen, es wurde nicht bemerkt. Beim Sammeln große Erregung: Einer ist flüchtig. Alle wurden fluchend durch die erbitterten Posten zusammengetrieben und erwarteten eine verschärfte Strafe: Entziehung des Brotes und Arrest.

Nichts geschah. Kurz ausgefragt, mit welcher Gruppe Ferdinand zuletzt gearbeitet hatte, gingen wir wieder an die Arbeit. Bald kam ein russischer Offizier mit ein paar Spürhunden und vier bis an die Zähne bewaffneten Convois. Er setzte die Hunde an die frische Spur. Schweigend kehrten wir bei anbrechender Dunkelheit ins Lager zurück. Wir ahnten nichts Gutes. Bei der Proverka, der täglichen Abendzählung, wurde eine kurz gefaßte Parole verlesen: „Heute wurde der Kriegsgefangene Ferdinand S. bei einem Fluchtversuch erschossen. Zur Warnung bleibt seine Leiche drei Tage öffentlich am Lagertor liegen."

Nun ist dein Heimweh und dein Sehnen gestillt, lieber Kamerad. Ich betete an seiner Leiche das erste De profundis für den gefallenen Kameraden, dessen Herz an Heimweh zerbrochen war.

Drei Tage blieb er am Lagertor liegen. Der Schnee hatte ihn zugedeckt. Jedesmal, wenn ich durch das Tor zur Arbeit ging, dachte ich an sein letztes Wort: „. . . und wenn es nicht gelingt: Die Heimat der Seele ist droben im Licht."

Im Walddickicht unter russischer Erde ruht er dem großen Allerheiligentage entgegen. Wir Priestersoldaten, die die Heimat wiedersahen, stehen heute am Allerseelentage dreimal am Altare und gedenken der Armen Seelen und unserer gefallenen Kameraden.

Für die Priester des Herrn

Vater, gib Deinen Priestern die Gnade eines würdigen Dienstes. Erneuere in ihnen den Geist der Heiligkeit, auf daß sie die Lehren, die sie uns geben sollen, durch ihr Beispiel uns nahe bringen.

Durch die Gaben Deines Geistes, o Herr, gib ihnen Klugheit in der Bescheidenheit, Weisheit in der Milde und in der Maßhaltung, Sanftmut, Reinheit, Freiheit des Geistes und des Herzens.

Erfülle ihr ganzes Wesen mit Deiner heiligen Liebe, daß sie einzig und allein Dir hingegeben seien und einen so heiligen Lebenswandel führen, daß er des Lobes wert sei, ohne daß sie selbst aber nach Lob haschen!

Vater, gib Deinen Dienern die Gnade, daß sie in Reinheit der Seele und des Leibes Dich verherrlichen, in heiliger Liebe Dich fürchten, in selbstloser Liebe Dir dienen!

Vater, sei Du ihre Ehre, sei Du ihre Freude, sei Du ihr Wollen! Sei Du in Leiden ihr Trost, in Zweifeln ihr Rat. Sei Du gegen Unrecht ihre Verteidigung, in Trübsal ihre Geduld, in Armut ihr Reichtum, in der Krankheit ihre Arznei!

Vater, in Dir laß Deine Priester alles besitzen, denn sie haben ja auch Dich über alles erwählt!

Deine Gemeinde aber, o Herr, laß in Frieden leben mit ihrem Hirten, daß alle Anteil haben an der Hirten Ehre. Daß alle sich freuen an der Hirten heiligem Wandel. Daß alle Hirten einst eine gute Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen können und so den Lohn der ewigen Seligkeit erlangen. Amen.

Aus dem Sakramentar Leos des Großen

Gut verloren – etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren – viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren – alles verloren!
Da wär es besser, nicht geboren.

Goethe

An die heilige Elisabeth



Heilige, sieh, wir schauen nach dir aus, ob du wie einst zu uns nicht kommen willst. O tritt wie eh' in unser niedres Haus, daß du für immer unser Elend stillst. O lege deine milden Mutterhände auf unsre kranken, heißen Stirnen nieder, und unsre Angst und Unruh hat ein Ende, und Schlummer kommt auf unsre müden Lieder. Wir sind daheim an deiner Brust und sind nicht Waisen, ganz und gar verlassen. Du spielst und lachst mit uns in Kinderlust, daß glücklich wir nach deinen Händen fassen. – Und deck uns den Tisch, brich uns unser Brot, das jetzt die Härte und die Kälte bricht. Und deck uns zu in unsrer Nacht und Not, und mach das Schindeldach uns warm und dicht, und wache, stelle dich ans Lager hin, und deine Liebe gib als Medezin – und ach wir sind noch schlimmer krank und arm. Wir sind voll Gier und Stolz und Lust und Sucht. Es hat der Sünder schwarzer Höllenschwarm mit allen seinen Seuchen uns gesucht. Einst hast dem Aussatz du dein Haus geteilt. – Du reines Weib, so beug dich zu uns nieder, daß jeder Priester rein uns spricht, so heil uns wieder. Und nähre, stärke uns mit deinem Sinn wie deine Kinder einst mit Milch und Blut. Dann sehen wir auf deine Spuren hin, wie du so rein und arm und mild und gut. Dein Deutschland ewig wie in alter Zeit nur Reinheit, Güte, Opfer, Heiligkeit.

Vom guten Tod und schönen Sterben

von Franz Kister O.M.I.

Ein indischer Fürst befahl seine Sterndeuter zu sich, um von ihnen die Zukunft zu erfragen. Der eine sagte: „Fürst, du wirst alle deine Verwandten sterben sehen." Den ließ er enthaupten. Ein anderer sagte: „Du wirst alle deine Verwandten überleben." Den überhäufte er mit Geschenken. Im Grunde hatten beide das gleiche gesagt.

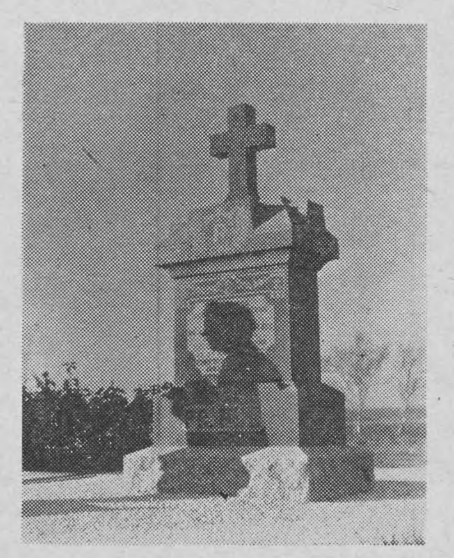
Daraus wird klar: Der Tod ist kein beliebtes Thema. Mit dem Sterben darf man den Menschen nicht kommen.

Trotzdem – einer wagt's. Einer bringt das heikle Kapitel zur Sprache – Jahr für Jahr, unerschrocken. Es ist der Totenmonat, der November.

Nun schaut er uns wieder an mit seinem undurchdringlichen Schleierblick. Wir spüren wieder seinen naßkalten Atem. Er hat der Welt wieder ihr schleppendes Sterbekleid umgeworfen, gewoben aus dem falben Laub der Wälder, dem Nebelgeriesel der Luft und den dünnen Strahlen einer kranken Spätherbstsonne. Mich fröstelt bei seinem Händedruck. Mich friert bei seinem Schritt über die gräberbesäte Erde. Er ist im Apostelkollegium der zwölf Monate des Jahres so recht eigentlich Judas der Verräter. Denn er verrät das Leben und betrügt uns um unsere schönsten Hoffnungen. Er tötet den Frohsinn und trägt die Freude zu Grabe. Fürwahr, er macht uns mit seinen dreißig Silberlingen, soll heißen: mit seinen dreißig mattsilbrigen sonnenarmen Tagen gar keine Freude.

Und doch – ihr tut ihm Unrecht, ihr Menschen. Ich ergreife Partei für ihn. Der November ist kein Judas, sondern ein richtiger, treugebliebener Apostel des Herrn. Und wenn er auch in der Reihe der Zwölfe als Zweitletzter rangiert und im Kirchenjahr gar als Letzter, seine Memento-mori-Predigt ist ergreifender als die aller übrigen Apostel.

Wir müssen ihn lieben. Er ist ein ehrlicher Freund, ein Wahr-



heitssager. Allerdings hält er keine Wald- und Wiesenpredigten. Er ist auch kein „Tränendrüsendrücker". Phrasen sind ihm ein Greul. Er ist zwar kein Gewittermonat, aber ein Donnerer. Schonungslos zerstampft er die unwirklichen Traumgebilde der Menschen; stößt mit dem Fuß an die Särge, daß es dröhnt; bläst die Gerichtsposaune und stimmt markerschütternde Dies-irae-Gesänge an. Er greift nach dem Spaten des Totengräbers und zerschlägt damit den Jahrmarkt der menschlichen Eitelkeiten. Er ernüchtert alle Phantasten und zerfetzt alle Illusionen.

Er ist **Natur.** Sonderbar, daß du ihn nicht magst. Du bist sonst der große Naturschwärmer. Du spielst doch sonst so gern das „blühende Kleefeld" gegen die „quetschende Enge" der Kirche aus. Sah ich dich nicht im vergangenen Juli noch, am ersten Sonntag deines Urlaubs, im Allgäu hinaufsteigen? Es war ein Sonntag ohne heilige Messe. Du sagtest: „Was Messe? Hier oben auf der Bergeshöhe bin ich meinem Gott näher als in der dumpfen Kirche. Das ist hier **Natur.**"

Gewiß, Mai und Juli sind Natur.. Doch der November auch. Du liebst die Natur – warum nur die blühende und nicht auch die sterbende? Wenn dich das Leben so gewaltig anspricht, warum nicht auch der Tod? Weißt du, warum die Erde so fruchtbar ist? Des kommt von dem Dung unzähliger Blumen-und Tier- und Menschenleichen. Leben und Tod bedingen einander.

Herrlich die schneebedeckten Berge und der funkelnde Himmel, der blühende Lenz und der jugendschöne menschliche Leib. Hohe heilige Natur!

Doch der morsche Baumstamm und die tote Schwalbe, das vom Krebs zerfressene Gesicht und die von der Tuberkulose durchlöcherte Lunge, der Gehirntumor und der Herzschlag sind gleichfalls Natur. Ich lasse sie gelten, aber dann ganz. Ich liebe sie, doch ich bete sie nicht an. Ich bleibe ihr ver-

Gott überall

Auf Erden gehst du und bist der Erde Geist;
die Erde kennt dich nicht, die dich mit Blüten preist.
Auf Sonnen stehest du und bist der Sonne Geist;
die Sonn erkennt dich nicht, die dich mit Strahlen preist.
Im Winde wehest du und bist der Lüfte Geist;
die Luft erkennt dich nicht, die dich mit Atmen preist.
Auf Wassern gehest du und bist des Wassers Geist;
das Wasser kennt dich nicht, das dich mit Rauschen preist.
Im Herzen stehest du und bist der Liebe Geist,
und dich erkennt das Herz, das dich mit Liebe preist.

Friedrich Rückert

---

bunden, doch ich verkaufe mich nicht an sie. Im übrigen bewahre ich mir ihr gegenüber einen kritischen Blick.

Warte nur, eines Tages wird sie dir schon ihre Krällchen zeigen, deine feine angebetete Natur! Du wirst schon noch erleben, was Natur ist, wenn sie eines Tages ernst macht mit dem Wort: Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurück mußt! Tod ist Realität, und zwar die letzte und bitterste in deinem Leben. Der November sorgt dafür, daß wir auf dem Boden dieser Tatsache stehen bleiben.

In den ersten Jahren nach dem Kriege, als der Autoverkehr sich wiederbelebte und seine Opfer forderte, liebten es die Amerikaner, an den Hauptverkehrsstraßen, allen sichtbar, zertrümmerte Fahrzeuge aufzubocken, um so leichtsinnige Fahrer zur Vernunft zu bringen. Das war Anschauungsunterricht.

Da liegt der November, das zertrümmerte Jahr, an deiner Lebensstraße. Schau es dir an: welkes Laub, leere Felder, Nebel, Schmutz und Kälte – das ist alles, was vom Frühling und Sommer übriggeblieben ist. Wie ein vollkommen zertrümmertes Fahrzeug liegt es da, unbrauchbar, verdreckt – das Sinnbild deines flüchtigen, dem Grabe zueilenden Lebens.

Jage am November nicht vorbei, du unbelehrbarer Rennfahrer! Lies die Warntafeln, die am Straßenrand stehen: „Achtung! starke Gefälle! Rutschgefahr!" Wie notwendig dir diese Warnungen sind, weißt du, da dein Leben immer schon ein bedenkliches Gefälle zum Leichtsinn verriet und schnell abrutschte. Es ist traurig, daß der Mensch das Leben verharmlost. Es ist aber noch unendlich trauriger, daß er nicht einmal dem Tode seinen Ernst läßt, sondern ihn mit technischen Einfällen und Wunderlichkeiten entweiht. Wir sind nun in der Industrie so weit, daß eine Leiche physikalisch und chemisch präpariert werden kann. Da ist zum Beispiel dem reichen Bankier Mayer das Töchterlein gestorben. Die Eltern sind untröstlich. „Nicht so schlimm", sagt der Vertreter der make-up-Industrie, „überlassen sie uns das Kind; wir werden es bearbeiten." Es geschieht. Dem kleinen Leichnahm wird das geronnene schwarze Blut aus den Adern gezogen und eine leuchtendrote Flüssigkeit hineingepumpt, die Lippen und Lider werden bemalt, das Ganze mit duftenden Essenzen übergossen und das rosige Püppchen so Papa und Mama präsentiert, die entzückt ausrufen: „Mizzi, du lebst ja! Wie entzückend! Wie süß!" Und heimwärtsgehend ziehen sie den Schluß: Also ist es mit dem Sterben doch nicht so schlimm, wie die Pfarrer es machen. Sie ziehen den Schluß und dann – wer weiß? – zieht er sie, die noch leichtsinniger denn je zuvor in den Tag hineinleben. Jedoch – der November bleibt November, auch wenn sich ein Geck einen Strauß Papierrosen an den Hut steckt und singt: Der Mai ist gekommen.

„Todespredigten sind nicht meine Kragenweite", sagte ein Siebzehnjähriger und schenkte sich während der Volksmission die Predigten über die ernsten Wahrheiten. Ein Jahr später stürzte er mit dem Motorrad, kam aber glimpflich davon. Nach einem halben Jahr stürzte er ein zweites Mal und blieb tot. Nun hatte der Tod doch die richtige Kragenweite für ihn gefunden.

Uns stünde der Verstand still, wenn unsere Verkehrspolizei an Gefahrenstellen und Todeskurven Schilder anbrächte etwa mit den Worten: „Tempo! Vollgas! Es lebe der Leichtsinn!" Oder: „Ihr Fahrer, trinkt Alkohol! Alkohol macht lustig!"

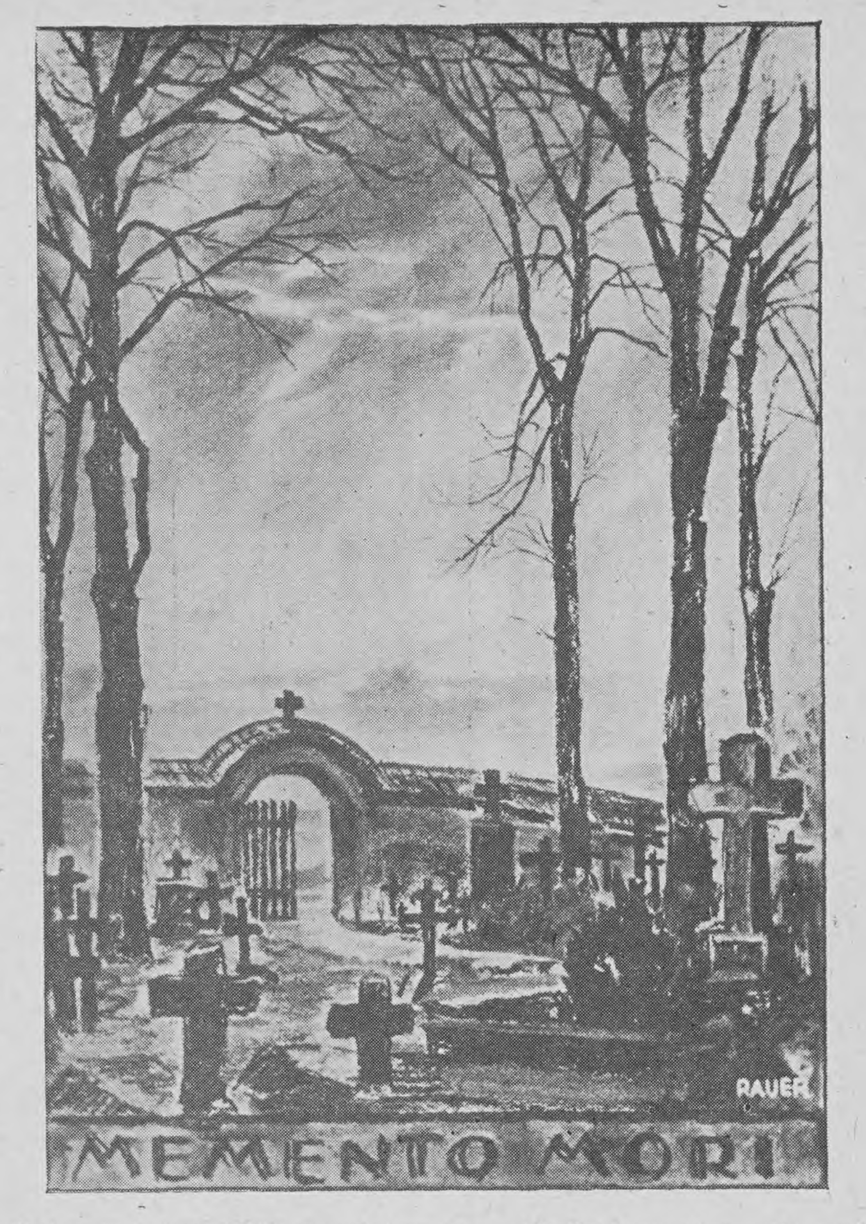
Mit dem Tode treibt der Mensch dieses frevelnde Spiel. „Das Sterben ist keine Hexerei", spottet er, sogar Kinder verstehen sich darauf." Und andere sagen: „Viele Menschen, die im Leben nichts von Gott gehalten haben, sterben schön."

Wie irrig und irrsinnig! Als hing es vom **schönen** Sterben ab! Es muß durchaus nicht sein, daß Gottlose unter Gebrüll und in wilder Verzweiflung sterben. Es

ist gut möglich, daß ein Atheist gleichwohl ruhig stirbt. Warum auch nicht? Wenn der Glaube an Ewigkeit und Gericht schon längst im Mülleimer liegt, wenn die Hölle Unfug und der Himmel nur für Engel und Spatzen ist, warum soll da einer nicht seelenruhig sterben können? Für ein Menschenherz, das ausgebrannt ist wie eine Mondlandschaft, in der sich nichts mehr regt, nicht einmal mehr der Wurm des Gewissens, ist auch der Tod zunächst kein Schrecken mehr. Um so furchtbarer wird das Erschrecken nach ihrem Tode sein.

Darum will mir fast scheinen: Gute Menschen haben schwerer sterben als gottlose. Denn sie wissen: **Hinter** ihrem Tode steht groß der allheilige Gott und die Stunde der Rechenschaft.

Womit hinwieder nicht gesagt sei, daß wir nicht auch um ein „schönes Sterben" beten dürfen, noch daß wir für jene fürchten müssen, die „ruhiger eingeschlafen" sind. Es sei lediglich betont: Der gute Tod ist das eine, das schöne Sterben ist das andere. Vom guten Tode hängt die Ewigkeit ab, vom schönen Sterben hängt nicht viel ab. Der gute Tod ist der große Gewinn der Hingeschiedenen, das schöne Sterben der Trost der Hinterbliebenen.



Damit sind die Gedanken vom guten Tod und schönen Sterben längst nicht erschöpft. Tue das selber, guter Leser! Der November ist lang. Schließe Frieden mit ihm und weiche seiner Predigt nicht aus. Sie hat just **deine** Kragenweite

Ich für meinen Teil werde versuchen, mich noch enger mit ihm zu befreunden.

Vom Fenster meiner Zelle aus sehe ich den Friedhof des lieben St Nikolausklosters. Im Sommer verdeckt mir das Gerank der Rosen und das Blätterwerk der Bäume die weißen Steinkreuze. Der November aber gibt den Blick auf die Gräberreihen frei. Eines Tages wird die Welt um einen Sünder ärmer und unser Klosterfriedhof um ein Grab reicher sein. Das wird dann **mein** Grab sein und meinen Namen, Geburts- und Sterbetag tragen. Und höchstens hundert Jahre später – denn länger wirst du mich bestimmt nicht überleben, Freund – wird auch **dein** Grabkreuz irgendwo aufragen.

Vielleicht werden wir auch keine Kreuze haben. Vielleicht werden wir verscharrt oder verbrannt oder „verwettert". Wer kann es wissen? Das sind alles Dinge von untergeordneter Bedeutung. Das hängt mit dem „schönen Sterben" zusammen, worüber wir selbst nicht Herr sind.

Über den guten Tod aber sind wir Herr – mit der Gnade Gottes natürlich. Ziehe den Schluß, Leser, sonst zieht er dich!

Rote Wolken ueber Winnipeg

von Günther Maske

Über Winnipeg, der in weltfernen Prärie-Einöde gelegenen drittgrößten Stadt Kanadas, leuchten die Wolken rot wie vom Widerschein verheerender Brände. Es ist Abend; irgendwann zwischen fünf und sechs Uhr muß es sein, aber Henry Miller fragt nicht danach. Ihm ist die Uhrzeit jetzt gleichgültig. In seinen wärmenden Überschuhen aus schwarzem Preßfilz geht er mit lautlosen Schritten die Waterloo-Street entlang, dem himmelfärbenden Stadtbrand entgegen, der weiter nichts ist als der Widerschein vieler Tausender meist roter Reklamelichter, rasende Lichträder, zuckende Pfeile, perlende Kelche, hüpfende Tiere, Wanderinschriften und wahre Feuerwerke zum Lobe Coca Colas oder General electrics.

Wer Henry Miller auf seinem Weg begegnet wäre, der hätte sich wohl gewundert, was hier ein einzelnes Menschlein bei minus 35 Celsiusgraden dazu treibt, einen völlig vereinsamten Gehsteig per Fuß entlang zu wandern, denn in dieser Jahreszeit benutzen höchstens einmal Kinder oder Hunde den Bürgersteig, jeder normale Erwachsene fährt oder wird gefahren oder bleibt zu Haus. In so einem nagelneuen, wunderschönen Haus zum Beispiel, wie das, vor dem Henry Miller jetzt stehenbleibt, um es durch die dichten Dampfwolken seines eigenen Atems hindurch zu betrachten. Es stehen in diesem Neubauviertel viele Häuser solcher Art, von dollarschweren Geschäftsleuten errichtet und bewohnt, – einstöckig und mit einer sehr modernen baulichen Eigenart versehen, die den Ausländer zum Erstaunen zwingt: Das größte Zimmer, der living room, ist zur Straße hin mit einer einzigen großen, durchgehenden Wand aus doppeltem Glas versehen. Wie die Schaufenster einer Innenausstattungsfirma sind diese prächtig möblierten Räume von der Straße her anzusehen, – nur daß sich Menschen darin bewegen und ungezwungen ihren abendlichen Beschäftigungen nachgehen. Henry Miller hat einen bösen Blick, als er sich abwendet von dieser Schaustellung des Reichtums und seinen Weg auf das brandrote Licht der City zu fortsetzt. Da fährt langsam und leise eines der vielen Hunderte durch Funksprechanlage dirigierten Taxis fragend ihm zur Seite an die Bordschwelle, aber Henry winkt ärgerlich ab, und so huscht der summende Buick 51 davon, woanders Fußgänger aufzulesen. Er macht schon sein Geschäft, denn hier läuft man nicht gern!

Henry Miller ist down, niedergeknüppelt, fix und fertig. Es war alles so unerwartet über ihn gekommen. Da hatte er nun gleich nach der Ankunft Arbeit gefunden auf dem Flugplatz, sie drei Monate lang behalten bei 80 Cent die Stunde, und es war kein übler Job gewesen . . . und heute, achtundvierzig Stunden vor dem Heiligen Abend, hatte ihn der Foreman nach der Arbeit zu sich gerufen, ihm gleichgültig das Arbeitsbuch, den Lohnzettel und einen Scheck in die Hand gedrückt, und ohne auch nur verlegen zu werden, gesagt: „I'm sorry, Henry. Keine Arbeit mehr da für dich. Got to lay you off."

Laid off! Abgelegt, weggeschickt, arbeitslos geworden zwei Tage vor dem Heiligen Abend! Eine Gemeinheit! Arbeitslosenunterstützung? Ja, drüben hätte er sie jetzt bekommen. Hier nicht! Hier mußte er erst einmal 180 volle Arbeitstage vorzuweisen haben. Und fünfundneunzig war er erst im Lande . . .

Was also nun? Keine Ahnung! Soviel wußte er aus den Erzählungen anderer: daß es aussichtslos war, in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr eine Arbeit zu finden, und auch danach, in den Monaten Januar – Februar, wenn die Kälte am unbarmherzigsten ist, wenn der Ofen Schaufel um Schaufel an Kohle gierig verschlingt, wenn alle Arbeit im Freien endgültig zum Stillstand kommt, war gar nicht daran zu denken, auch nur den allergeringsten Job zu bekommen. Was dann? Was tun? Denn die Miete will weiter bezahlt sein, er muß Geld haben für den Kaufmann, und die Raten fürs Schlafzimmer werden fällig, und dazu noch die alten Schulden von der Überfahrt her . . . O du lausiges Kanada! dachte Heinz Müller aus Frankfurt am Main. Gehört dieses frist- und herzlose Abschieben auch zu den vielgerühmten Freiheiten Amerikas? Es war nicht seine erste Enttäuschung, o nein, aber dieser Rausschmiß verursachte tief da drinnen einen gewaltigen Erdrutsch.

Ganz unzweifelhaft sind wir Deutschen ein christliches Volk. Mit jedem Schritt, den ich in der Erkenntnis der vaterländischen Geschichte vorwärtstue, wird mir klarer, wie fest das Christentum mit allen Fasern des deutschen Wesens verwachsen ist. Jenes lebendige Bewußtsein der Einheit, das die Nationalität bedingt, kann sich der Regel nach nicht bilden unter Menschen, die über die höchsten und heiligsten Fragen des Gemütslebens grundverschieden denken. Man stelle sich nur vor, daß die Hälfte unseres Volkes sich vom Christentum lossagte: kein Zweifel, die deutsche Nation müßte zerfallen; alles was wir deutsch nennen, ginge in Trümmer.

Heinrich von Treitschke

Mit wieviel Begeisterung und wie vielen Illusionen hatte er den großen Sprung in die Neue Welt gewagt, und in dem Überschwang des ersten Erlebens, in dem Vollgefühl, sich nun tatsächlich in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu befinden, war alles gut gewesen und wonderful, zumindest aber interessant und erlebenswert, und was er bislang trotz bestem Willen nicht hatte schön finden können oder was ihn arg enttäuschte, das hatte er vor sich selbst nicht wahr haben wollen, hatte es totgeschwiegen, sich Besserung für „später" versprochen, lieber sich selbst belogen als zugegeben, daß die einmal so sehnsüchtig erwartete und mit (gestehe es ein!) übertriebenen Hoffnungen in die Wege geleitete Auswanderung in das „reiche, große, aufstrebende und freie Land Kanada" auch seine Widrigkeiten und schwer zu tragenden Schattenseiten habe.

Doch jetzt ließ er diesen monatelang zurückgestauten Empfindungen freie Bahn, und ein Fremdheitsgefühl stieg in ihm auf wie noch nie. Er, Heinz Müller aus Frankfurt am Main, 27 Jahre alt, Buchbinder von Beruf, jetzt Gelegenheitsarbeiter, seit Kriegsende bereit gewesen, sein Deutschtum mit einem Pfui-Ruf wegzuwerfen wie einen schmutzigen alten Rock, um als Henry Miller ein anderer Mensch zu werden, – er erlebte hier in den verschneiten Straßen Winnipegs schmerzhaft seine Wiedergeburt als Deutscher. Jedoch als Deutscher in eiskalter Fremde. Als einer, an dem niemand mehr Anteil nimmt, dem keiner hilft, der nicht einmal zu seinem Nachbar gehen kann, nur um zu sagen: Hör zu, ich muß mir etwas vom Herzen reden . . .

Und darum fühlt er sich einsam, trostlos einsam, und steckt voller Verzweiflung an dieser Welt. Und darum meidet er auch die großen, hell und fröhlich-bunt erleuchteten Geschäftsstraßen dieser im übrigen so kühl reservierten Stadt und geht dunklere Alleen entlang, in denen ihn nichts davon ablenkt, seinen Groll auf den Gang dieser Erde und die Bitterkeit über sein eigenes Los auf ihr zu nähren. Ja, Heinz Müller ist down, niedergeknüppelt, fix und fertig, ein deutsches Wrack in Kanada. An nichts kann er mehr denken, als an die Dollar, die er ausgeben muß, aber nicht verdienen wird . . . und das heulende Elend hat ihn gepackt. Er geht jetzt geduckt. Er schlurft.

Dann rattert ein schwerbeladener Laster die Straße erschütternd an ihm vorüber, doch als der ohrenerfüllende Lärm erstirbt, wird ihm auf einmal ganz wunderlich zumute. Seine Schritte verlangsamen sich. Was ist es, das ihm so vertraut und eine stürmische Sehnsucht weckend ans Herz greift? Er bleibt stehen und lauscht: Es sind die hergewehten Töne eines Chorgesangs, getragen vom Klang einer Orgel, Heimatklänge für jeden, der seinen Weg über diese Erde im Namen Jesu Christi geht; Heimatklänge, in welcher Fremde sie auch erschallen und in welcher Zunge sie lobsingen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes und Jesu weltweiter Gemeinde auf Erden.

Und mit schnellen, erwartungsfrohen Schritten geht der junge Mann auf ein hohes Portal zu. Schon summt er das deutsch gesungene Lied fröhlich mit. Verflogen wie Rauch ist plötzlich das schlimme Gefühl der Verlassenheit, verstummt die Angst vor dem Morgen, noch bevor er überhaupt die Flügeltür geöffnet und seinen Platz eingenommen hat als Willkommener in der einzig wahren Gemeinschaft aller Gläubigen. Nein, er weiß noch nicht wie das enden soll, was heute begann, weiß weder Weg noch Ausweg, – dafür aber einen, dem er sich anvertrauen wird in der kommenden Not, in seiner Hilflosigkeit, in der frostigen Fremde. Er ist geborgen, auch hier.

So hat Heinz Müller in der tiefsten Verzweiflung seine wahre Heimat wiederentdeckt, – und es gibt viele Heinz Müller außerhalb der Grenzen Deutschlands, viele Hunderttausende. Denkt daran. Vergeßt sie nicht!

* * *

Ruh im Herzen ist die Quelle
Himmlischer Zufriedenheit,
Gibt auf jeder Lebensstelle
Eine stille Seligkeit.

Der Fahrer und der Vagabund

von Walter Hüttemann-Dux

Als ich auf dem Milchwagen saß, fielen die ersten Strahlen der Sonne schräg in mein Gesicht.

Ich wischte mit der Hand über die verschlafenen Augen und dann hob ich die Zeltplane, die an der Stirnseite des Wagens über eine Kiste gedeckt war. Die Kiste war gefüllt mit Butterpaketen. Donnerwetter, dachte ich und griff hinein und steckte meinen Brotbeutel voll und schob noch einige Päckchen in die Rocktasche. Bei der nächsten Gelegenheit wollte ich abspringen, aber der Wagen fuhr sehr schnell und ich wartete noch.

Dann hielt er plötzlich und ehe ich abgesprungen war stand der Fahrer schon draußen und sagte:

„Bleib nur oben, ich fahre bis in die Stadt. Ich muß nur noch auf den Zubringer warten."

Ich rutschte wieder zurück und hockte mich auf den Boden, damit er meine vollen Taschen nicht sehen konnte. Er drehte sich eine Zigarette und schob mir die Dose in die Hand. Wir rauchten und der Fahrer fragte: „Wie lange machst du das schon?"

Ich war verlegen und wußte nicht, was er meinte und sagte: „Nun, so etliche Jahre."

„Hast du keine Eltern oder Verwandten?"

„Nein", sagte ich, „die sind wohl alle draufgegangen, ich habe mich allein durchgeschlagen."

„Das ist nichts", sagte er bestimmt, „du solltest dir anständige Arbeit suchen, oder ein Mädel, irgend etwas, damit du Boden unter die Füße bekommst."

Ich lachte verbittert und sagte: „Du kannst gut reden, du hast deine Arbeit, aber wer nimmt schon einen Tippelbruder, noch dazu einen so jungen. Ich habe auch nichts gelernt, ich kann nichts.

Der Fahrer sah mich lange an, dann sagte er: „Mir ging es viel dreckiger als dir, und wenn ich Pech gehabt hätte, säße ich noch im Zuchthaus."

„Nanu", sagte ich, „hast du etwa einen umgebracht?"

„So ähnlich", sagte er und wandte seinen Kopf und sah die Nebenstraße hinunter, und im Zurückdrehen sprach er: „Wir waren damals drei Kameraden: Fritz Dönhoff, Anton Hamberger und ich. Fritz hatte ein kleines Häuschen, das abgelegen am Rande eines Waldes lag. Die Gegend war verdammt einsam, und nur die Eisenbahnstrecke führte viergleisig in der Nähe vorbei. Wir hörten nachts immer das Donnern und Poltern der Züge und Fritz Dänhoff sagte, wir müßten uns an die Züge machen."

Er drehte sich eine neue Zigarette und seine Finger zitterten und diesmal schob er mir die Dose nicht herauf.

Dann baute Anton Hamberger ein Signal und wir gingen in den Wald und brachten einen Güterzug zum Stehen. Wir sprangen auf und Hamberger setzte grünes Licht und wir hatten, bevor der Zug Fahrt aufholte, etliche Kisten hinausgeworfen. Es klappte sehr gut und der Inhalt war wertvoll und brachte eine Stange Geld, das wir gewissenhaft teilten."

Er griff in die Tasche und reichte mir die Tabakdose herauf.

„Wir hatten immer Glück und verstanden unser Handwerk bald ausgezeichnet. Langsam merkte ich, daß Fritz Dönhoff uns betrog, er behielt die teuersten Sachen für sich. Hamberger merkte nichts und ich schwieg. Wir kannten im Dorf ein Mädel und ich mochte sie gern und Dönhoff auch. Sie entschied sich aber nicht und ich hatte nicht den Mut, sie zu fragen. Dieses Mädel hatte plötzlich eine Menge neuer Sachen und sie sagte, die seien aus Amerika, was ich aber nicht glaubte, denn Fritz war oft bei ihr."

Er drehte den Kopf und sah wieder die Straße hinunter, auf der ein Wagen zu sehen war.

„Beim nächsten Raubzug waren wir weiter als sonst gefahren. Wir hatten etliche Kisten abgeworfen und Hamberger war schon abgesprungen. Es war ein Sauwetter, der Regen klatschte und trommelte auf die Wagen und der Wind jagte wie ein Orkan. Als Fritz schon auf dem Trittbrett stand, merchte ich, daß wir auf der Behelfsbrücke über der Schlucht waren. Ich wollte ihn warnen, doch da sprang ein greller Lichtstrahl in sein Gesicht und ich hörte scharfe Laute. Fritz sprang ab und ich sah ihn über die Bohlen in die Tiefe gleiten. Ich kroch aus der anderen Öffnung, legte mich flach auf das Trittbrett und gerade als die Lampe zwischen den Wagen sichtbar wurde, hatten wir die Brücke passiert und ich ließ mich vom

Brett rollen. Als der Zug verschwunden war, kroch ich über die Brücke zurück. An der Stelle, wo Fritz abgesprungen war, starrte ich in die Tiefe und sah unten das mattgraue Band des Flusses."

Der Wagen auf der Straße kam näher.

„Am andern Tag ging ich zu unserem Mädel und sie weinte und sagte, Fritz sei ein guter Junge gewesen und sie hätte ihn gern gehabt, aber er habe davon nichts wissen wollen und immer gesagt, das könne er mir nicht antun; und dann zeigte sie mir die Pakete aus Amerika und ein Bündel Postabschnitte und sie sagte, Fritz habe seiner blinden Mutter monatlich eine feste Summe gesandt."

Er schwieg eine Weile, hob seinen Kopf und sah über mich hinweg und in seinen Augen war ein trüber Schimmer.

„Ich habe mir damals die Adresse der Mutter aufgeschrieben und als die Polizei kam, habe ich die Wahrheit gesagt. Hamberger war in der Nacht fortgelaufen, aber sie fanden ihn schon nach wenigen Tagen. Das andere ging seinen Gang, ich saß zwei Jahre und als ich entlassen war, stand ich auf der Straße, so wie du. Ich fand diese Stellung und monatlich schicke ich der blinden Mutter Dönhoffs Geld, und vielleicht glaubt sie noch immer, es sei von ihrem Sohn."

Inzwischen war der Wagen mit der Milch angekommen und wir luden sie auf und fuhren weiter. Ich hob die Zeltplane und zog die Butterpäckchen aus der Tasche und legte sie in die Kiste zurück und an der nächsten Ladestelle wollte ich abspringen und zu den Bauern gehen und Brot und Kaffee schnorren.

Als ich absteigen wollte, sagte der Fahrer: „Ich nehme dich mit zur Stadt und wenn es dir paßt, ich habe mir das eben überlegt, dann kannst du als Beifahrer bleiben."

Ich machte große Augen und fand kaum Antwort.

„Und fürs erste kannst du bei mir schlafen, es wird schon gehen, du bist ja nicht verwöhnt. Magst du?"

„Ja, ich mag", sagte ich und streckte ihm meine Hand hin.

Als wir weiterfuhren, lag vor uns die Silhouette der Stadt im grauen Glast und die Sonne tastete mit vielgliedrigen Fingern in den Himmel.

Haus Gottes — Pforte des Himmels

Wahrhaftig würdig ist es und recht, billig und heilsam, daß wir Dir immer und überall Dank sagen, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, der Du als Spender alles Guten im Bethause wohnst, das wir Dir erbaut haben. Der Du die Kirche, die Du selbst gegründet hast, in unaufhörlichem Wirken heiligst.

Denn diese Kirche ist wahrhaft jenes Haus des Gebetes, das durch die sichtbaren Gebäude angedeutet wird.

Sie ist der Tempel, in dem Deine Herrlichkeit wohnt, der Sitz der unveränderlichen Wahrheit, das Heiligtum der ewigen Liebe.

Sie ist die Arche, die aus der Sündflut der Welt errettet und in den Hafen des Heiles führt.

Sie ist die einzig geliebte Braut, welche sich Christus durch sein Blut erworben hat, die Er belebt durch Seinen Geist, in deren Schoß wir durch Deine Gnade wiedergeboren, mit der Milch des Lebens genährt, mit dem Brote des Wortes gekräftigt, mit den Heilsmitteln Deiner Barmherzigkeit gestärkt werden.

Sie kämpft getreu, von ihrem Bräutigam unterstützt, auf Erden, und, von Ihm gekrönt, triumphiert sie ewig im Himmel. . . .

Präfation von der Kirchweihe in bestimmten Diözesen

Durch manche Länderstrecke
Trug ich den Wanderstab,
Von mancher Felsenecke
Schaut' ich ins Tal hinab;
Doch über alle Berge,
Die ich auf Erden sah,
Geht mir ein stiller Hügel,
Der Hügel Golgatha.

Dorthin, mein Erdenpilger,
Dort halte süße Rast;
Dort wirf dem Sündentilger
Zu Füßen deine Last!
Dann geh' und rühme selig,
Wie wohl dir dort geschah;
Der Weg zum Paradiese
Geht über Golgatha.

Katharina mit dem Rad

Heilige Nothelferin am 25. November

von Wilhelm Hay

Nun sind die Würfel gefallen, der Kampf ist entschieden, der Sommer besiegt, der Winter hält mit Sturm und Nebel seinen Einzug. Nun müssen auch die Tiere, die am längsten draußen bleiben, für die Nacht in den Stall: „Kathrein tut die Schafe ein", und selbst der Bauersmann, den es nicht lang am warmen Ofen leidet, muß sich wenigstens zwei Monate von Kathreinentag bis Lichtmeß notgedrungen die nötigste Winterruhe gönnen. Auf den zum Teil noch heute üblichen Katharinenmärkten kaufte man früher die warme Winterkleidung ein, und im östlichen Deutschland brachten die Eltern ihren Kindern regelmäßig schöngeformte Pfefferkuchen, „Thorner Kathrinchen" genannt, mit nach Hause. – Die Kathrinenkirmessen sind die letzten im Kirchenjahr; wegen des Advents schließt St. Kathrin Trommeln und Pfeifen ein. Drum wünschte man sich zum letzten Tänzchen das Wetter schön: „Kommt Kathrina mit warmen Wind und Regen, gibt's Dreck auf allen Wegen", und ein zu gelinder Winter tut nicht gut: „Katharina matt gibt kein grünes Blatt." Am liebsten sieht man's daß St. Katharina schon weiß gekleidet, d.h. im Schnee, übers Land schreitet, so wie es ja auch am besten zu ihrer jungfräulichen Reinheit paßt.

Aller reinen Jungfrauen Schützerin ist sie und nicht minder die Freundin der Männer des Geistes. Gerade darin besteht ihre Volkstümlichkeit, in der Neuzeit genau so lebenswert und wichtig wie im Mittelalter, daß sie dem einfachen Dorfkind ebensogut wie dem hochgelehrten Stadtherrn etwas zu sagen hat. Einstmals legte der Pariser Hochschulprofessor am Katharinentag seine feierliche Amtskleidung an, und der Scherenschleifer in der Bretagne ließ an ihm sein funkensprühendes Rädlein ruhen; das deutsche Adelsfräulein empfahl inmitten der lärmenden Burggesellschaft der Radjungfrau heimlich ihre Mädchenehre, und die arme Magd der belgischen Vorstadt, die zu Lichtmeß ihren harten Dienst gekündigt, betet schon heute um eine gute Herrschaft im nächsten Jahr.

Achtzehn Jahre war die Jungfrau alt, als der römische Kaiser Maxentius oder Maximin für kurze Zeit in ihrer ägyptischen Vaterstadt Alexandria Wohnung nahm und den heidnischen Göttern ein großes Dankopfer halten ließ. Mit fünfzig gelehrten Männern bestand Katharina den Redekampf. Maxentius ließ eine Maschine herstellen mit vier Rädern, die mit vielen Messern besetzt waren; zwei Räder drehten sich nach vorn, zwei zurück. Darauf ward die Jungfrau gelegt; auf ihr Gebet hin zersprangen jedoch die Räder, und die Scherben verletzten die Zuschauer. Da wurde die Heilige mit dem Schwerte enthauptet; es war ums Jahr 302.

Nächst Unserer Lieben Frau war Katharina von Alexandrien, die auch bei den wenigen Jungfrauen der Allerheiligenlitanei genannt wird, im Mittelalter eine der beliebtesten Heiligen. Daher kommt es, daß fast jede größere Stadt ihre Katharinenkirche besitzt, oftmals neben der Liebfrauen- oder Marienkirche. Mancherorts zieht noch heute betend und singend durch den grauen Novembernebel am Katharinenabend eine Pilgerschar zur einsamen Kapelle am Feldweg oder auf der Bergeshöhe; auch die „Katharinenwache" vom Vorabend bis zum Nachmittag des Festes ist noch üblich, oder die Jungfrauen halten Umgang von Haus zu Haus, um den Armen des Dorfes am Christfest, das gerade nur noch einen Monat entfernt ist, eine Freude zu machen.

Für die germanischen Missionare traf es sich gut, daß das Fest der Göttin Freyja, der Patronin des Flachsbaues und der Spinnereien, in die Zeit des beginnenden Winters fiel. Da war es leichter, den arbeitsfreien Tag der Feryja, an dem kein Spinnrad gehen durfte auf den 25. November zu verlegen. „Kathrein stellt die Räder ein", und „An Kathrinentag darf kein Rad rundgehen, so lauten noch heute die auf dem Lande am meisten gebräuchlichen Sprüche, und in meiner Kindheit stand an diesem Tag noch die Dampfdreschmaschine still. Manch alte

Dorfgeschichte erzählt von dem Unglück, das geschah, wenn einer leichtfertig die alte schöne Sitte verletzte. Der rechtgläubige Wagner oder Stellmacher vergißt auch heute den Tag seiner Schutzpatronin noch nicht; als Zünfte und Gilden hoch in Ansehen standen, zeigten die Radmacher auf ihrer blaugoldenen Fahne ein goldenes Rad im blauen Feld. Auch die Berufe, bei deren Handwerkszeug das Rad in die Augen fällt, erwiesen der hl. Katharina besonderes Vertrauen: Schleifer, Töpfer, Seiler und vor allem Müller. Von einem Müller, der „den Bach hinunterging", sagt man in der Eifel noch jetzt, er feierte andauernd Kathreinentag. An der belgischen und englischen Küste haben auch Schifferzünfte die Radheilige zur Patronin, und die Werftarbeiter halten einen fröhlichen Umzug. In den ländlichen Gegenden Tirols, Steiermarks und der katholischen Schweiz wird vielfach noch heute im Freien ein Feuer angezündet, das die Mädchen des Dorfes umtanzen. – Der Kopfarbeit gilt Katharinens Schutz nicht minder. Studenten und Gelehrte erbitten ihn, und die Pariser Universität beging lange Jahre den 25. November in öffentlicher Feier. Viele Schulen hießen früher einfachhin „Katharinenschule" und gaben am Patronatsfest ihren fleißigsten Schülern Geschenke. Einige Hochschulen führten im Wappen Katharinas Bild mit dem Schwert zur Seite und dem Rad zu Füßen. War das zerbrochene Rad für die zum Stolz neigende Wissenschaft nicht eine feine Mahnung, daß alles irdische Wissen nur Stückwerk ist?

Das Buch ist auf Katharinas Bildern das Zeichen der Gelehrsamkeit; die Krone deutet die königliche Herkunft an, Rad und Schwert ihre Marter, die Palme ihren Triumph, der Brautring ihre frühe Gottverbundenheit. Die Verlobung mit dem Jesuskind, der Redekampf mit den Philosophen, Martyrium und Grablegung durch Engel sind in Reihenbildern berühmter Kirchen dargestellt, wobei die berühmtesten Künstler Italiens, der Niederlande und Deutschlands miteinander gewetteifert haben in der Darstellung der „allzeit Reinen." Das bedeutet der griechische Name; schade, daß er so oft unschön verstümmelt wird.

In einer Gemäldesammlung sah ich das Bild des italienischen Malers Raffael. In freier Landschaft, die ein breiter Fluß durchströmt, steht die Heilige, die Hand von der Erde weg zur Brust erhoben, das Angesicht dem Lichtstrahl zugewandt, der aus den Wolken bricht. Reiches Wissen und eine reine Seele verraten die edlen Züge, die durch die Taufe Klarheit und Glanz bekamen. Das ist die Jungfrau, welche die heidnische Weltweisheit durch die Wahrheit des Christentums überwandt! Und doch liegt über der himmlischen Schönheit ein leichter Schatten der Welt, der den Beschauer als ein Stück seines eigenen Wesens lockt und aus dem Diesseits zum ewigen Lichte zieht.

RUF DER SEHNSUCHT

Herr, sprich zu mir!
Die laute Welt will mich betören,
Laß mich nur Deine Stimme hören!
Ich lausche Dir:
Herr, sprich zu mir!

Herr, höre mich!
Ich will mich betend zu Dir neigen.
Des Herzens Sehnsucht kann nicht schweigen.
Sie sucht nur Dich:
Herr, höre mich!

O bleib mir gut!
Ich könnte sonst es nimmer fassen!
Sollt' meine Seele von Dir lassen,
Sinkt ihr der Mut:
O bleib mir gut!

P. Timotheus Kranich

Warum sollen wir unsere Feinde lieben?

1. **Weil es Gott der Herr gebietet;**
2. **Weil Jesus, unser göttliches Vorbild, uns das Beispiel der Feindesliebe gegeben hat;**
3. **Weil wir wollen, daß Gott auch uns verzeihe.**

Was erwartet jener, der seinem Beleidiger nicht verzeihen will?

Ein Gericht ohne Erbarmen.

„Ein Gericht ohne Erbarmen wird über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit erweist." Jak. 2, 13.

„Wenn ihr nicht vergebet, so wird euch euer Vater im Himmel auch euere Sünden nicht vergeben." Mark. 11, 26

Die Teufelsbinde

Ein katholischer Mann war unterwegs zu einer Tagung. An einer Straßenecke begegnete ihm der Teufel, tipptopp aufgeputzt: eisgrauer Überzieher, tadellose Bügelfalte und elegantes Schuhwerk.

„Was hast du vor?" fragte der Katholik den Teufel.

„Ich gehe zu deiner Tagung."

„Sie macht dir wohl Sorge?"

„Ein wenig!"

Hinter seinen goldenen Augengläsern stand die Verlogenheit. „Aber", meinte er mit grollender Stimme im Weitergehen, „rührt euch nur, ihr schlafenden Katholiken. Ich habe euch trotzdem an der Kehle. Eure Reden sind gut. Eure Entschließungen sind nicht übel, doch sie reizen uns nur zum Lachen. Schau hier!"

„Was soll das?" fragte der Mann. Hastig zeigte der Teufel mit seinem Spazierstock auf einige Passanten.

„Sieh da, fällt dir nichts auf?"

Der Mann erschrak. Wahrhaftig, solange der Stock des Teufels auf jemand zeigte, trug dieser eine dunkle Augenbinde. „Sie sind alle katholisch", murmelte der Teufel, „aber sie sehen nichts. Sie halten meine Zeitungen, sie lesen meinen Schund. Sie kaufen meine Illustrierten. Sie verschlingen sie, lassen sie liegen, und dann wandert das Gift durchs ganze Haus bis in die Kinderstube und predigt, predigt."

Die beiden waren inzwischen vor einem Zeitungsstand am Hauptbahnhof angekommen. Des Teufels Augen sprühten Funken. „Zähle deine christlichen Blätter!" meinte er hämisch. „Zähl nur!"

Der Katholik zählte: „Eins, zwei." Dann war er am Ende. Aber der Stock des anderen tanzte von Tagesblatt zu Tagesblatt und freute sich. „Hier", rief er, „dieses Blatt schreibt meine Leitartikel, jenes meine Romane, diese Zeitung bringt meine scheinbar harmlosen Reklamen für Damenwäsche, und diese Illustrierte setzt das Nackte glattweg neben das Heilige. Man nennt das liberal und fortschrittlich!" Der Teufel hatte sich ereifert. Er stoppte. Ein Priester ging vorüber. Aufmerksam sah er ihm nach. „Selbst der", meinte er, „trägt meine Binde. Schau, wie er in Schweiß gebadet ist. Er kommt von der Predigt. Er hat mir gehörig zugesetzt. Besonders sein Schluß war wirkungsvoll. Leider waren die 400 Leutchen, zu denen er sprach, sehr gute Christen. Aber die Tausende, die ihn hätten hören sollen, die waren nicht da, die kommen zu mir." Die Uhr vom Turm schlug fünf. Die Menschen strömten in Scharen aus der Halle des Hauptbahnhofs und aus den Straßenbahnen: Angestellte, Fabrikarbeiter, Studenten, Verkäuferinnen. Der kleine Kiosk, vor dem sie sich stauten, konnte seine Kunden nicht schnell genug bedienen. Von 10 Minuten zu 10 Minuten sausten atemlose Radfahrer heran und versorgten mit schweren, frischen Bündeln die Zeitungsfrauen. Da streckte der Teufel seine Hand aus und meinte gelassen: „Das ist meine Kanzel, und eure Priester merken nichts. Der Unterschied zwischen meinen und ihren Predigten ist der zwischen Maschinengewehr und Armbrust. Schau da, deinen Schwarzrock, er geht zum Kiosk und kauft seine Zeitung. Er müßte vor Schrecken erbleichen, wenn er mein Gift sähe. Das Zeitungshäuschen raubt ihm jede Stunde mehr Seelen Erwachsener und Kinder, als er in Monaten der Predigt erringen kann. Und sieh da die Frau. Sie kommt die Domtreppe herunter. Siehst du sie? Sie ist Mitglied in den Bruderschaften und ist zugleich eine meiner besten Mitarbeiterinnen. Sie zahlt jeden Tag den Groschen, der meine Macht begründet. Der Generalanzeiger, den sie hält, ist ja ‚harmlos'. Ja, nur einen Groschen, sagen deine blinden Brüder und Schwestern, aber du weißt, daß auch das Meer nur aus Tropfen besteht. Mit den Groschen dieser Getauften baue ich meine Paläste und statte sie mit den modernsten Rotationsmaschinen aus." Der Teufel rückte seine Brille zurecht und sprach dann mit sichtlicher Selbstzufriedenheit: „Ihr schlaft, ich aber brauche keinen Schlaf. Du weißt, ich fuhr wie ein Blitz vom Himmel. Ich sehe sehr hell. Meine besten Freunde und Mitarbeiter sind meine Presseleute und deine schlafenden Christen. Die Zeitung ist meine Predigt. Sie ertönt in allen Städten. Sie erfüllt die Bahnhöfe, besteigt die Züge und erklingt auf allen Schiffen. Sie gibt den Ton in den Schulen an und beherrscht noch das letzte Dorf. Sie macht nicht Halt, bis alles vergiftet ist. Dann gehen euch die Augen auf." Die beiden waren an der Tür des Hauses angelangt, wo die Katholiken tagten. Der Teufel spie vor Verachtung aus: „So was Rückständiges", sagte er, „will die Welt erobern!" Zögernd, aber doch bestimmt erwiderte der Katholik: „Der Abendmahlssaal war noch kleiner."

Darauf der Teufel: „Aber die Zwölfe darinnen um ihren Meister waren hellwach."

Dann verschwand er.

Maria



„O Jungfrau Mutter, Tochter deines Sohn's,
Demüt'ger, höher, als was je gewesen,
Ziel, ausersehn vom Herrn des ew'gen Thron's,
Geadelt hast du so des Menschen Wesen,
Daß, der's erschaffen hat, das höchste Gut,
In dir Geschöpf zu sein, dich auserlesen.
In deinem Leib entglomm der Liebe Glut,
An der die Blume hier zu ew'gen Wonnen
Entsprossen und in ew'gem Frieden ruht.
Die Lieb' entflammst du, gleich der Mittagssonnen,
In diesem Reich; dort, in der Sterblichkeit,
Bist du der frommen Hoffnung Lebensbronnen.
Du giltst so viel, ragst so in Herrlichkeit,
Daß Gnaden suchen und zu dir nicht flehen,
Wie Flug dem Unbeflügelten gedeiht.
Du pflegst den Armen nicht nur beizustehen,
Der zu dir fleht, nein, öfters pflegt von dir
Die Gabe frei dem Flehn vorauszugehen.
Erbarmen ist, und Mitleid ist in dir,
In dir großmüt'ges Wesen — ja, verbunden,
Was Gutes das Geschöpf hat, ist in dir."

Dante Alighieri

ALLERHEILIGEN

Wir gehen alle, alle in einer Prozession . . . . .
Es kommt von fernen Türmen ein tiefer Glockenton
Und weiße Hände winken auf ferner Zinnen Wacht
Und ferne Sterne blinken durch eine tiefe Nacht.
Und in der tiefen Stille hörst Du den leisen Tritt:
Es gehn auf allen Wegen viel Tausend andere mit . . .
Die fernen Glocken läuten in diese Schar hinein
Es liegt auf allen Stirnen ein weißer Heil'genschein.
Auf vielen tausend Stirnen liegt dieser weiße Schein
Und täglich treten tausend in diese Reihen ein.
Viele weiße Fahnen fliegen der heiligen Schar voran . . .
Bald gehen goldne Tore mit weiten Flügeln auf . . .?
Hörst du von fernen Türmen den tiefen Glockenton . . .?
Wir alle, alle gehen mit dieser Prozession . . . . .

Anton Bamberg



In Liebe und Leid

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

„Verzeiht, Schwiegervater, wenn ich Euch etwas sage. Hinter der Welt steht etwas anderes, etwas Höheres, das tausendmal mehr wert ist als alle verlorenen Reichtümer."

„Ja, leider sind sie verloren. Und warum denn? Weil der hundsmiserable Krieg verlorengegangen ist. Und wer hat ihn denn lassen verlorengehen? Ihr, die tapferen Soldaten."

Der Alte redete sich derart in seinen Grimm und Wahn hinein, daß er die Worte nicht abzuwägen vermochte. Da sagte Albert gekränkt:

„Ich bin nicht gekommen, um mit Euch über Krieg und Frieden abzuhandeln. Ich möchte nur eine einzige Frage an Euch stellen."

„Meinetwegen zwei, wenn sie nichts kosten", knurrte der Uhrmacher, der sich umgedreht hatte und wieder an seiner Arbeit zu klappern begann.

„Schwiegervater, sagt mir das Einzige. Wo ist meine Frau, Eure Tochter, die Berta?"

„Das mußt du selber am besten wissen. Mann und Weib sind ein Leib, heißt's, wenns wahr ist."

„Ich bin zehn Jahre fort gewesen und habe nie eine Zeile aus ihrer Hand erhalten. Die Leute erzählen, sie habe in letzter Zeit bei Euch gewohnt."

„Sie ist kuhkitzdumm gewesen, ihr schönes Haus zu verkaufen, und der Rabenvater Staat hat ihr auch das gute Geld weggefressen wie ein Hafermus. Da hat sie geplärt und geplärt und geplärt und mir die Schuld beigemessen. Es ist mir nichts übriggeblieben, als sie in Unterstand zu nehmen. Sie hat sich aber einnisten und das Kommando im Haus führen wollen. So etwas ging mir über die Hutschnur und ich habe sie ausgejagt wie eine Schelmkatze."

„Wo ist sie denn aber jetzt? Wo hält sie sich auf? Was tut sie?"

„Das weiß ich nicht, kümmert mich nicht."

„Sie ist aber doch Eure Tochter, hat Euch lieb gehabt, Ihr sie vielleicht auch einmal."

„Das mag einmal gewesen sein, ist aber nicht mehr. Sie hat mir ein Haus abgezwängt, mir die Liebe gekündet und sich einem fremden Menschen an den Hals gehängt, der nichts war und nichts hatte. So etwas vergißt ein Vater nie mehr."

„Es ist doch allgemein Sitte und Brauch, daß Mädchen, die heiratsfähig und brav sind, in den Ehestand treten. Wen sie wählen, das ist ihre Sache."

„Ja, ja, und ein halbes Jahr später liegen sie sich in den Haaren, kratzen einander die Augen aus, er will nichts mehr wissen von ihr, geht davon und läßt sie stehen wie einen abgesägten Stock im Walde."

„So etwas ist bei mir nie der Fall gewesen. Ich habe die Frau immer geliebt, liebe sie heute noch wie bei unserer Heirat, nur hab ich in den Krieg müssen, und jetzt liegt mir nichts mehr am Herzen, als sie zu finden und wieder mit ihr zu leben."

„Dann mußt du sie halt suchen; irgendwo in der Welt wird sie schon zu finden sein, wenn nicht in Südtirol, so vielleicht in Australien."

„Habt ihr erfahren, daß sie in Südtirol sich aufhalte?"

„Es hat einmal eine Frau in Riedmühl drunten im Gasthaus erzählt, daß sie mit meiner Tochter in Meran zusammengetroffen sei, und es gehe ihr nicht schlecht."

„Wer war die Frau? Wie ist ihr Name?"

„Ich habe sie nicht gekannt, auch nicht um ihren Namen gefragt, weil es mich gar nicht interessiert hat. Alles wissen macht Kopfweh."

Albert ließ den Kopf sinken und schwieg eine Zeitlang. Dann fragte er zögernd und stotternd:

„Schwiegervater, sagt mir aufrichtig ... wäre es ... könnte es der Fall sein, daß ... daß die Berta wieder geheiratet hat?"

„Das gibt es ja gar nicht", stutzte der Alte; „du bist ja ihr Mann und lebst noch."

„Das weiß die Berta nicht. Sie ist überzeugt, daß ich erschossen worden, daß ich tot sei, weil der Titus Gabl, der Schnepf, es für sicher gemeldet und beschworen hat."

„Auf das hin aber neuerdings zu heiraten, ist doch nicht möglich."

„Möglich ist es immerhin, leider möglich. Es sind schon manche solcher neuen Ehen geschlossen worden."

„Wenn es möglich ist, hat die Berta bestimmt wieder geheiratet."

„Könnt Ihr das für so gewiß behaupten?"

„Ja, für bombensicher und gewiß. Die Berta ist heiratsverrückt, war es schon in ihrer Jugend und hat es sich nicht wehren lassen. Wenn sie wieder einen Menschen haben kann, der in Stiefeln und Hosen steckt, fliegt sie ihm an den Hals oder hängt längst schon daran."

„Eine solche Ehe ist aber ungültig, solang der erste Mann lebt, und muß getrennt werden."

„Trenn du sie, wenn du kannst. Du bringst sie mit Pickel und Hacke nicht auseinander. Sie hat einen Kopf wie ein Eisenschlegel."

„Da müßt Ihr Einsprache erheben. Als Vater habt Ihr die Pflicht."

„Ich kenne meine Pflichten besser als du die deinigen. Mir ist die ganze Sache so schnuppe wie ein Stern, der sich schneuzt in der Nacht, oder wie ein Knopf, der meinem Nachbar aus der Hose bricht."

Albert stand traurig da und sagte kein Wort mehr. Nach einer Weile ging er langsam hinaus, ohne vom Schwiegervater Abschied zu nehmen. Dieser klimperte, hämmerte wieder eifrig an einem tadelhaften Uhrenwerk und lachte hämisch vor sich hin.

Daß es möglicherweise einen aufregenden Eheprozeß geben könnte, ließ ihn ziemlich gleichgültig. Freuen tat es ihn nur, daß er dem ihm verhaßten Schwiegersohn einmal den Kopf waschen und gründlich die Wahrheit über den verlorenen Krieg hatte sagen können. Mit einemmal jedoch setzte er wieder seine griesgrämigste Miene auf und begann über sich selbst laut zu schimpfen, so daß es durchs offene Fenster hinaus gut hörbar wurde.

„Roderich, Rhinozeros", gröhlte er, „was bist du für ein Stiefel, für ein Stockesel, für ein Grasaff, für ein Kalbsnarr, daß du den Laffen, dem Tölpel all dein Elend mit dem Geld, deine Verluste, deinen Schaden ins Ohr hineingejammert hast! Der dumme Junge wird eine haushohe Freude haben und dir dein Unglück aus tiefstem Herzen vergönnen, er wird dich auslachen, mit seinen Kameraden sich lustig machen über dich und dir noch schlimmere Dinge wünschen, wenn es solche überhaupt gibt. Jetzt nimm dich bei den Ohren oder dreh dir die Nase um, damit du doch einmal zum Gebrauch der Vernunft kommst und als alter Tattel nicht ganz sinnlos wirst." — — —

Albert hatte aber mit sich selbst so viel zu tun, daß ihn keine weiteren Gedanken über das Ungemach des Alten beschäftigten. Er grübelte hin und her. Was sollte er jetzt anfangen? Er konnte gar nichts machen.

Daß er lebt und glücklich heimgekommen ist, sein ganzes Schicksal, wird alsbald nicht nur in Weißenbrunn, sondern weitum, ja im ganzen Land, bekannt werden, sicher auch in der Zeitung zu lesen sein. Das wird doch mit der Zeit auch der Berta zu Ohren oder vor die Augen kommen. Dann muß sie doch unbedingt nach ihm schauen und mit ihm sich auseinandersetzen. Vorläufig bleibt ihm nichts anderes übrig, als ruhig so lange zu warten, bis sie erscheint. Es vergingen zwei Monate, Berta ließ nichts von sich hören, nichts sehen. Da beschloß er, nach Südtirol zu reisen und die Frau zu suchen. Mit seiner Arbeit bei Meister Knoll und durch eine Anzahl Schnitzereien hatte er so viel Geld verdient, daß er die Reise unschwer bestreiten konnte. Mühsam gelang es ihm, Reisepaß und Visum zu erwerben, dann fuhr er schnurstracks nach Meran. Dort stöberte er und forschte er zwei, drei Tage

ununterbrochen nach der Vermißten, erhaschte aber keinen Schatten von ihr und nicht die geringste Nachricht. Enttäuscht fuhr er nach Bozen hinunter, suchte und fragte daselbst nach allen Richtungen, doch ohne jeglichen Erfolg. Eines Vormittags ging er in die Franziskanerkirche hinein und betete längere Zeit. Als er heraustrat, stand ein Frauenzimmer vor ihm. – Herrgott, das ist sie, die Berta! Niemand anders! Sie schaute blaß aus und war merkwürdigerweise unordentlich gekleidet. Eine Klafter weit voneinander blieben beide stehen. Albert sagte kein Wort und erwartete, von ihr angesprochen zu werden. Sie erwartete das gleiche von ihm und schwieg ebenfalls. Eine halbe Minute lang starrte sie ihm ins Gesicht, wurde glührot, gab einen tiefwehen Laut von sich, machte plötzlich Kehrtum und lief, so rasch ihre Beine sie trugen, davon. Er eilte ihr mit großen Schritten nach, vermochte aber in den engen Gassen und den verzweigten Gäßchen nicht das mindeste Sichtbare von ihr zu entdecken. Da war es ihm vollkommen klar. Sie hatte ihn erkannt, war erschrocken, floh vor ihm, wollte augenscheinlich von ihm absolut nichts mehr wissen.

Aufs schmerzlichste bewegt, kehrte er nach Hause zurück und ergab sich in das Schicksal, die Frau, an der sein Herz immer noch hing, ein für allemal verloren zu haben. – Langsam ging der Winter dahin. Zu Ostern kam die Valser-Marie, die in Kaltern drinnen einen Dienstplatz innehatte, auf Besuch in ihre Heimat Weißenbrunn. Sie wußte viel Interessantes aus Südtirol zu erzählen, unter anderem auch, daß die Roderichtochter Berta, die in einem Hotel in Gries bei Bozen bedienstet war, lange Finger gemacht, einem Kurgast aus Amerika die Brieftasche mit 400 Dollar und 10,000 Lire Inhalt geschnappt, doch alsbald des Diebstahls überwiesen, fünf Monate im Kerker oder Zuchthaus habe sitzen müssen. Diese Nachricht lief mit Windeseile durch den Markt. Für Albert, den Gemahl der Schuldigen, war es der schwerste Schlag, der ihn je getroffen. Hing er doch mit einem fast übermäßig starken Gefühl am Ehrbegriff. Es war schon hart genug, das eigene Haus, seine Gattin und manches andere verloren zu haben, aber am allerschwersten drückte ihn die Empfindung, daß nun auch das Letzte, das er hatte, seine Ehre, gefährdet sei. Nein, nein, der Schande seiner Frau kann und wird er niemals die eigene Ehre opfern. Mag es jetzt sein und gehen, wie es immer will, in gar keinem Falle mehr ist es möglich, an eine Wiedervereinigung mit der Gattin zu denken.

Um sich das Herz etwas zu erleichtern, machte er eine Fahrt nach Salzburg zu seinem engsten und liebsten Freund Eugen, mit dem er fortlaufend in Briefverkehr stand. Er wurde dort mit offenen Armen, ja mit einer Herzlichkeit aufgenommen, nicht nur von Eugen, sondern fast mehr noch von dessen guter, netter Frau und auch von den schon halberwachsenen Kindern, als wäre er ein Bruder des Gatten und Vaters. Dem zarten Empfinden der Frau entging es nicht, daß auf dem Gesicht des Angekommenen ein Schatten haftete. Nachdem er eine Erfrischung zu sich genommen hatte und die Kinder fortgegangen waren, erzählte er den beiden Zurückgebliebenen vorbehaltlos die Untat seiner Frau, die ein großes Geld gestohlen habe und nun vor aller Welt als schändliche Diebin dastehe. Sie müsse sich in einer furchtbaren Lage befinden und unter bittersten Verhältnissen leben, daß sie so weit sich erniedrigen konnte, wenn sie nicht Sitte und Ehre ganz von sich geworfen habe. Eugen und Valeria waren sprachlos und fanden lange Zeit kein Wort, den unglücklichen Freund aufzurichten und irgendwie zu trösten.

„Ist die Meldung auch sicher wahr?", fragte Valeria; vielleicht handelt es sich um einen verantwortungslosen Klatsch."

„Nein, an der Tatsache kann leider nicht gezweifelt werden", entgegnete Albert.

„Hast du dich nicht um die näheren Umstände der Sache erkundigt?", forschte Eugen.

„Das war ganz unmöglich. Mir ist der Vorfall so zuwider, daß ich kein Wort darüber verlieren mag. Ich wage ja gar nicht mehr, unter den Leuten mich sehen zu lassen, vor Scham. Steht doch meine eigene Ehre dabei auf dem Spiel."

„Aber nein, in gar keinem Fall! Du hattest ja mit der Frau seit mehr als zehn Jahren nicht die mindeste Verbindung und noch weniger irgend einen Einfluß auf sie."

„Mag alles sein. Doch ist und bleibt sie meine eheliche Frau, und wir gehören von rechtswegen zueinander."

„Du wirst aber kaum mehr eine Vereinigung mit ihr ins Auge fassen?"

„Nie und nimmer. Das Furchtbare, das sie mir angetan hat, scheidet uns für alle Zeit. Wenn sie jemals wieder auftauchen sollte in Weißenbrunn, werde ich sie nicht mehr kennen. Ich kann doch meine Ehre nicht wegwerfen wie einen alten Hut. Schrecklich wäre es schon, an einem Ort leben zu müssen, wo sie in der Nähe sich aufhält."

„Albert, weißt du was?", mischte sich Valeria in die Rede, „gehe nicht mehr heim nach Weißenbrunn. Bleibe hier bei uns. Wir haben Platz genug und werden dir eine bequeme Wohnung einrichten. Deiner Beschäftigung kannst du in Salzburg nachgehen und stehst hier vielleicht besser als in Tirol."

„Sehr, sehr gerne, Valeria, möchte ich auf dein Anerbieten eingehen. Ich habe keine Heimat mehr. Bei euch, in der Familie meines lieben Freundes Eugen, könnte ich mich ganz daheim fühlen. Aber es läßt sich nicht machen. In Weißenbrunn würde es sch ausnehmen, als ob ich von der Untat meiner Frau Kenntnis gehabt hätte und nun geflohen sei."

„Albert, in Weißenbrunn wird dir aber eine Beschäftigung nicht mehr zusagen, und du wirst in deinem Verdienst gehemmt sein", bemerkte Eugen.

„Ja, ja, in Weißenbrunn freut mich nichts mehr. Beim Meister Knoll hab ich meinen Dienst so vielwie aufgegeben und gegenwärtig arbeite ich nur noch an meinen Schnitzereien, die ich vielleicht in weiterer Umgebung verkaufen und dadurch meinen Lebensunterhalt sichern kann."

„Um Gotteswillen, Albert, du darfst keinenfalls in Not geraten. Wenn du glaubst, den Vorschlag meiner Frau, bei uns zu bleiben, ablehnen zu müssen, so laß dir doch von mir ein wenig helfen. Ich lebe in den besten Verhältnissen und bin tausendfach dein Schuldner."

„Eugen, Eugen, mein Schuldner bist du viel weniger als ich der deinige. Du hast mir den allerbesten Freund gegeben, und das ist für einen Menschen, der in der Welt nie geliebt worden ist, wie ich, ein Reichtum."

„Ein wirklicher und echter Freund muß aber dem andern Hilfe leisten, wo und wie er kann. Und der andere darf nicht so stolz sein, einen gutgemeinten und mehr als gern geleisteten Freundschaftsdienst abzuweisen."

„Das tue ich nicht. Wenn ich einmal tatsächlich einer Hilfe bedarf, werde ich sie einzig von dir erbitten, von niemand anderem."

„Versprichst du mir dies auf alle Fälle? In jeglicher Schwierigkeit?"

„Unbedingt! Zwischen uns zwei gibt es keinen Stolz und keine Zurückhaltung, sondern nur Vertrauen, Liebe, volles Verlassen auf einander."

Eugen griff nach der Hand des Freundes und hielt sie eine Zeitlang fest. Dann wurde über die Sache nicht mehr gesprochen.

Vier Tage blieb Albert in Salzburg, fühlte sich ungemein wohl in der Familie des Freundes, wurde zusehens ruhiger und sogar etwas heiter. Vielleicht trug er sich mit dem Plan, später, wenn es sich gab, nach Salzburg zu übersiedeln. Als er Abschied nahm, versprach er, bald wieder einmal zu kommen.

Zu Hause erlebte er in den nächsten Tagen eine ungeheure Überraschung. Es war am Montag abens, da erhielt er einen dicken Brief, der den Poststempel Innsbruck trug und an der Adresse unverkennbar, wenn auch etwas vergröbert gegen ehedem, die Schriftzüge seiner Gattin aufwies. Erschreckend und dann zürnend drehte er den Brief in der Hand und zweifelte, ob er das Schreiben lesen oder nicht lieber uneröffnet ins Feuer werfen solle. Schließlich siegte aber doch die Neugier und ein innerer, unüberwindlicher Drang, eine kurze Einsicht in das Geschreibsel zu nehmen. Er schnitt nas Kuvert auf und begann langsam zu lesen. Der Inhalt des Briefes lautete:

„Lieber Albert! Verzeihe mir, ich bitte dich inständig, und erbarme dich einer tief unglücklichen, armen Frau. Ich habe eine schwere Krankheit hinhinter mir, bin jetzt noch krank und werde nach dem Ausspruch des Arztes nicht mehr lange leben. Da verzehrt mich die Sehnsucht, dich ein einziges Mal noch zu sehen und ein paar Worte mit dir zu reden, bevor ich sterbe. Am gleichen Tag, an dem wir im Herbst so ungeahnt in Bozen zusammentrafen, bin ich aus dem Gefängnis entlassen worden. Du wirst um die heillose Diebstahlsgeschichte schon wissen. Ich bin, als ich dich sah, zuerst jäh erschrocken, weil ich glaubte, es sei dein Geist. Sobald ich erkannte, daß du lebst und es leibhaftig selber bist, hat mich eine furchtbare Angst ergriffen. Du schautest mich so ernst an und sprachst kein Wort zu mir. Da konnte ich die entsetzliche Scham, als Diebin vor dir zu stehen, nicht überwinden und wußte mir kein anderes Mittel, als schnell zu fliehen vor dir. Den Diebstahl habe ich nicht begangen. Ich bin auf schwache Gründe hin verdächtigt, falsch angeklagt und unschuldig zu fünf Monaten schweren Kerker verurteilt worden. Was ich da ausgehalten habe, in Jammer, Elend und Scham, weiß Gott allein. Ich bin viel zu schwach und krank, um den ganzen Hergang der Sache hier niederzuschreiben. Du must es mir glauben, ich bitte dich mit aufgereckten Händen, daß ich unschuldig war; vor Gott und allen Heiligen kann ich es beschwören. Als ich kurz nach meiner Freilassung

plötzlich mit dir zusammentraf, war ich ganz außer mir, halb von Sinnen. Das Unerträglichste von allem ist, daß ich auch jetzt noch außerstande bin, in der Öffentlichkeit meine Unschuld zu erhärten, weil es mir an den nötigen Beweisen fehlt. Solange ich noch lebe, wird der furchtbare Makel und der schlechte Ruf an meiner Ehre hängen bleiben. Die Leute werden viel über mich reden, und wahrscheinlich haben sie dir noch manches andere Schlimme über mich – Wahres und Unwahres – in die Ohren gesetzt. Ich will mich nicht rechtfertigen, noch weniger mich beschönigen, sondern dir aufrichtig, ganz vom Herzen weg, wie einem Beichtvater, alles bekennen, wessen ich mich schuldig weiß. Da ich von dir nur ein einziges Schreiben erhielt, kurz nach dem Einrücken, und auf vier, fünf meiner Briefe nie mehr eine Zeile Antwort, bin ich nach und nach gleichgültig geworden und wieder in meinen alten Leichtsinn verfallen. Ich habe mich an Lustbarkeiten und Tanzunterhaltungen beteiligt, und einmal – nein, zweimal – bin ich vollständig untreu geworden. Es hat mich nachher furchtbar gereut, und ich habe viel geweint bei Tag und bei Nacht. Die schreckliche, sichere Nachricht von deinem Tod hat mich förmlich niedergeschlagen, und ich bin so in Traurigkeit versunken, daß ich am liebsten selber gestorben wäre. Mehrmals hätte ich heiraten können, doch hab ich jede Bewerbung scharf abgewiesen und mir selbst geschworen, mich nie mehr zu verehelichen, weil ich im Herzen einzig dir angehören wollte, mein Leben lang. Alsdann hat mich das Unglück hin und her verfolgt, ein Schlag kam nach dem andern. Zuerst die fürchterliche Geldentwertung. Mit dem Geld vom übermütigen Verkauf unseres Hauses bin ich sparsam umgegangen und habe es sorgfältig gewahrt, weil ich eine Freude daran hatte. Aber in einer Nacht, von heute auf morgen, ging alles zugrunde, so daß ich nicht mehr soviel besaß, um ein Zündholzschächtlein zu kaufen. Der Schaden, der Verlust hat mir ungeheuer leid getan. Da half nichts. Ich war bettelarm, hatte auch keine Wohnung mehr, weil ich die Miete nicht bezahlen konnte. Eine Zeitlang gab mir mein Vater eine Herberge im Heimathaus, ich wurde ihm aber zu lästig, und da hat auch er mich vor die Türe gesetzt. Auf den Rat eines Innsbrucker Handlungsreisenden bin ich nach Südtirol gefahren und durch seine Empfehlung habe ich in einem Hotel in Gries bei Bozen eine gut bezahlte Anstellung erlangt. Dort hat mich aber das größte Unheil ereilt, ich wurde in den Diebshandel verwickelt und ins Zuchthaus gesteckt. Nachher ging das Elend erst recht an. Als gebrandmarkte Diebin, ohne Zeugnis oder irgend ein anderes Dokument, außer dem Entlassungsschein aus dem Gefängnis, ist es mir ganz unmöglich gewesen, einen Posten oder einen Dienstplatz zu finden. Nur durch Betteln konnte ich mein Leben fristen. Da haben mich aber die Karabinieri gepackt und als ausländische Bettlerin auf den Brenner hinausgestellt, ohne Geld, ohne irgendwelche Hilfe. Wohin sollte ich mich wenden? Nach Weißenbrunn? Ganz unmöglich, die Scham, die Schande hätte mich getötet. Zufällig ist mir in der Zeitung ein Inserat unter die Augen gekommen, worin für ein Epidemiespital in Innsbruck weltliche Krankenpflegerinnen gesucht wurden, mit Zusicherung guten Lohnes. Sofort habe ich mich gemeldet und bin ohne weiteres angenommen worden. Da trat der seltene Fall ein, daß ein Kranker in das Spital gebracht wurde, der die Pocken (schwarzen Blattern) hatte. Klosterschwestern waren keine da, und alle weltlichen Schwestern weigerten sich aus Furcht, angesteckt zu werden, hartnäckig, die Pflege des Kranken zu übernehmen. Ich erklärte mich schnell bereit dazu, weil ich keine Angst hatte und es mir gar nicht unlieb gewesen wäre, aus meiner Verlassenheit durch den Tod erlöst zu werden. Und richtig, nach zwei Wochen schon war ich von der Krankheit behaftet, von den schrecklichen schwarzen Blattern. Einen Monat lang schwebte ich zwischen Leben und Tod, schließlich aber siegte doch das Leben, und ich kam wieder auf. Das heißt, aufgekommen bin ich nicht, ich war noch so schwach, daß ich keine Hand zu erheben vermochte, und es dauerte noch weitere sechs Wochen, bis sie mich mit einem kleinen Geldbetrag aus dem Spital entließen. – So, und jetzt habe ich dir meine Leidensgeschichte beschrieben. Wahrscheinlich – hoffentlich – wird sie bald ganz zu Ende gehen; denn ich bin furchtbar schwach und denke jeden Abend daran, daß ich am Morgen nicht mehr aufstehen werde. Ich habe auch in der Welt nichts mehr zu suchen. Es ist alles dahin für immer: Heimat, Haus und Hab, Achtung und ehrlicher Name, Lebenskraft, Gesundheit, die Liebe eines einzigen Menschen, die ich einmal besessen, auch meine äußere Schönheit, vollständig! Du wirst mich nicht mehr kennen. Ich bin wie ein Stein auf der Straße, den man in den Graben hinauskegelt und dort liegen läßt. Verdient habe ich das traurige Los schon, und es wird

wohl eine Strafe Gottes sein für alles, was ich an dir und an mir selber verschuldet habe. Mit unserm lieben Herrn habe ich mich ausgesöhnt und mich ganz zu ihm bekehrt. Hoffentlich hat er mir verziehen und schenkt mir in der anderen Welt das Glück, das ich mir auf Erden freventlich vernichtet habe. An dich habe ich nur die einzige Bitte, sei gnädig und gib mir die Möglichkeit, daß ich ein Viertelstündchen mit dir reden kann. Durch Zufall habe ich erfahren, wo du wohnst. Ich komme morgen abends, soald es finster wird, und bitte dich demütig, tu mir die Tür auf und laß mich hinein. Ich verspreche dir auf die Hand, daß ich dich um keine Unterstützung bitten werde, und noch weniger um ein Bleiben bei dir. Nach allem, was geschehen ist, hast du keine Pflicht mehr, mit mir zu leben, das weiß ich gut, und ich werde dir nimmer zur Last fallen. Diesen langen Brief zu schreiben, hat mich ungeheure Mühe gekostet, bei meinem elenden Zustand. Ich habe vier Tage lang daran gearbeitet. Doch schien es mir immerhin noch leichter, dir alles schriftlich zu unterbreiten, als vor deinen Augen es dir mündlich auseinanderzusetzen. Also, auf Wiedersehn morgen, will's Gott! Es grüßt dich reuevoll deine einstige Gattin Berta."

Albert wurde von dem Brief mehr als erschüttert. Er las ihn ein zweites und drittes Mal. Wenn alles der Wahrheit entspricht, was drinnen steht, ist es zum Erbarmen. Einzelne Dinge bleiben immer noch vollständig unklar. Teils mit Bangen, teils mit gespannter Erwartung harrte er auf ihr Kommen. Sie erschien am andern Abend erst, als es vollkommen finster geworden war, und klopfte leise an die Türe. Rasch ging er hinaus, öffnete ihr, führte sie in das Wohnzimmer, beide Türen hinter sich schließend, und bedeutete ihr, Platz zu nehmen. Als sie sich gesetzt hatte, sagte er kurz: „Grüß Gott!" Ebenso kurz, beinahe flüsternd, erwiderte sie: „Grüß Gott!" Auf ihr Antlitz fiel unmittelbar das grelle Licht der elektrischen Lampe. Albert erschrak heftig. Ihr Gesicht war nicht nur rot, sondern dunkelrot, auf und ab blatternstöppig, beide Wangen mit hervortretenden Blatternnarben überzogen. Hätte sie sich nicht angemeldet gehabt, würde er sie tatsächlich nicht mehr erkannt haben. Sie schien kleiner geworden zu sein, trug ein sauberes, aber ärmliches Kleid und saß wie ein Häuflein Elend da. Weil er seinen Blick nicht von ihr wandte, bat sie im schmerzlichen Ton:

„Sei so gut, laß mich auf die andere Seite vom Tisch sitzen, mich blendet das Licht furchtbar."

Es war aber nicht das Blenden, das ihr weh tat, sondern das peinliche Empfinden, daß ihr blatternstöppiges Gesicht immer hell beleuchtet vor seinen Augen stand. Als sie den Platz gewechselt hatte und doch nicht anfing zu reden, fragte er:

„Wo kommst du her? Wo wohnst du?"

„Überall und nirgends", entgegnete sie; „ein paar Tage da, ein paar Tage dort."

„Und von was lebst du?"

„Von dem, was mir die Leute geben."

„Das ist gräßlich. Und was gedenkst du weiterhin zu tun?"

„Ich kann gar nichts tun. Wenn es so weitergeht wie jetzt, komme ich doch wieder ins Spital und dort werd ich schon eine Herberge haben, solang es noch dauert."

Es entstand eine längere Pause, dann sagte er:

(Fortsetzung folgt)

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Taurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

G. Neumark

Gibt die Not dich wieder frei,
Prüfe dich mit frommen Eifer;
Ach, und wardst du drin nicht reifer,
Sprich noch nicht: sie ist vorbei.

E. Geibel

* * *

Gott gibt Äcker, gibt nicht Pflüge.
Gott gibt Quellen, gibt nicht Becher.
Gott gibt Kühe, gibt nicht Eimer.
Gott gibt Flachs und nicht das Linnen.
Selbst mit eigner Kraft muß walten,
Selbst mit eignem Sinn muß schaffen,
Selbst mit eignem Kopf muß denken
Jeglicher auf dieser Erde.

FATIMA STUDENT BURSE

Die Welt zählt heute ungefähr 2,439,346,350 oder fast 2½ Milliarden Menschen. Davon sind 472,093,926 katholisch. Asien ist 2.3%, Europa 39.0%, Amerika 56.0% Afrika 8.5% und Ozeanien 20.0% katholisch. 49% aller Katholiken leben in Europa, und 40% in Amerika.

Weit ist noch der Weg, bis allen das Licht der Erlösung geschenkt ist. In Tibet, in der äußeren Mongolei, in Grönland, Arabien und Afghanistan existiert die katholische Kirche praktisch überhaupt noch nicht. Nur 1% der Bevölkerung Chinas ist katholisch. Dasselbe gilt für Birma, Korea, Pakistan, Siam, die Türkei und Iran.

Die Kirche Christi gibt jedoch nicht nach. Sie arbeitet mit dem Gebet und mit dem Pfennig der Kleinen und der Armen – und es geht immer langsam vorwärts.

Unsere Burse für arme Priesterstudenten sucht auch ihren Teil am großen Missionswerk der Kirche Jesu Christi zu tun. Jeder Missionspriester, den wir erziehen, ist der Kirche von größtem Wert. Wer hilft mit?

Bisher eingenommen:	$1,937.05
Stephan Jacob, McTaggert, Sask.	1.00
Mrs. Daniel Deck, Regina, Sask.	3.00
Ein Leser, Vancouver, B. C.	5.00
Mrs. M. Wickenheiser, Masefield, Sask.	8.00
John Prachtler, Muenster, Sask.	5.00
Mrs. Anna Schmidt, Saskatoon, Sask.	5.00
Eine Leserin, Peterfield, Man.	10.00
Karl Tomaschefski, Odessa, Sask.	10.00
Stefan Schulz, Regina, Sask.	3.00
Ein Leser, Primate, Sask.	1.00
	$1,988.05

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Wer möchte Klosterbruder werden?

Viele Leute haben Angst vor dem Klosterleben. Und doch ist nichts einfacher und reicher an Glück und Frieden, als im stillen Klösterlein dem Herrn in Treue, Frömmigkeit und Fleiß zu dienen.

Um Klosterbruder der Oblatenmissionare zu werden, sind keine besonderen Studien vonnöten. Nicht einmal ein gelerntes Handwerk ist absolut notwendig, obwohl es der Klostergemeinde von großem Nutzen sein könnte. Wir haben hier Schneider, Schuster, Drucker, Tischler, Schlosser, Bauern, Maschinisten, Buchbinder usw. usw.

Haben Sie sich schon einmal gefragt, ob Sie nicht auch Beruf zum Klosterleben haben? Schreiben Sie uns. Die Adresse ist unten angegeben. Wir haben hier viele gute Brüder, die aus Deutschland zu uns kamen. Sie werden sich bei uns nicht fremd fühlen. Übrigens fühlt man sich nie fremd bei Gott, falls man Gott nicht als Fremden behandelt!

St. Charles Scholasticate,
Rev. Father Superior,
Battleford, Sask., Box 99
Canada